

Das Argument

22

4. Jahrgang 1962

Emanzipation der Frau (I). Zur Problematik von Sexualität und Herrschaft

Wolfgang Fritz Haug: Anmerkung zur 3. Auflage	1
Wolfgang Fritz Haug: Zur Einleitung	3
Argument-Umfrage zur Emanzipation der Frau [Antworten von Hartmut Zimmermann, Helge Pross, Ursula Adrian, Tilla Durieux, Ursula Schumm-Garling, Joachim G. Leithäuser, Ursula Strassenburg, Wendula Weiß, Herta Zerna]	7
Urs Müller-Plantenberg: Zur Geschichte der Lage der Frauen in Deutschland	20
Thomas Metscher: Zum Strukturwandel von Autorität und Familie	26
Uwe Damm: Die Frau an der Universität	34
Frauen verdienen viel weniger	41
Renate Dörner: Zum Frauenbild der Illustrierten	41
Ernst Bloch: Kampf ums neue Weib. Programm der	49
Simone de Beauvoir: Das andere Geschlecht Memoiren 1 und 2	59

Anmerkung zur 3. Auflage

Seit der Redaktion dieses Heftes hat sich manches geändert. Frauenemanzipation und Sexualität sind Standardthemen aller Klassen der Bewußtseinsindustrie geworden. Von Tabuierung kann in diesem Medium keine Rede sein, eher von Vereinnahmung. Fragen der Geschlechtsliebe werden von ihnen behandelt wie Waschmittel und Autos von der Werbung: verdinglicht zu Fragen des Konsums. Nach der sexuellen Ausstattung der Waren kommt die Herrschaft der Warencharaktere über die Sexualität. Die Tabus stehen nicht mehr gegen Sexualaufklärung überhaupt, vielmehr sind sie, in der Gestalt von Konsumzwängen, in solche „Aufklärung“ hineingenommen. Die „Moden“ sind den Protesten jeweils ein Stück voraus, davor schützt keinen Twen seine Mädchenfrisur. Die Umsetzung sexueller Erregungen in ökonomisch profitliches Verhalten findet direkter statt als je zuvor. Die neuen Erscheinungen sind auf dem Hintergrund einer veränderten Ökonomie zu studieren. Bloße Ideenanalyse greift zu kurz. Die großen Veränderungen wurden nicht durch politische Ideen hervorgerufen, nicht einmal durch rechtsradikale. Die Erfindung der hormonalen Steuerung der Empfängnis hat die moralisch-politische Diskussion um das Recht der Frauen auf ihren Körper unterlaufen. Der Bedarf an Arbeitskräften hat mehr Emanzipationspolitik gemacht als alle Sozialpolitiker und Justizbeamte zusammen. Die Freiheitsfreunde sind nicht etwa hilfloser als ihre konservativen Gegner, die an der Regierung sind. Ökonomische Gesetze brechen sich ihre Bahn mit der Gewalt neuer Produktionsweisen. Daß die jungen Frauen der Unterklassen nicht mehr als Dienstmädchen arbeiten, ist nicht mit Inseraten der Aktion Gemeinsinn zu bekämpfen. Der Prozeß der Neugliederung des Berufs- wie des Familienlebens wird in erster Linie nicht durch Ideen über Haus, Hof und Herd entschieden, auch nicht durch Vorhaltungen über das wahre Wesen der Frau. Gelenkt wird er vielmehr durch die Profitrate und durch die von diesem korrektiv erzwungenen Umverteilungen in der Sphäre von Produktion und Konsumtion. Derartige Umverteilungen gehen nicht ohne Zerstörungen vor sich. Ihr Gesetz ist unerbittlich: was immer sich nicht mehr lohnt, verschwindet. Ganze Berufsgruppen verschwinden mitsamt ihren besonderen Hervorbringungen kultureller und ökonomischer Art. Gestalten der Liebe sind von

dieser Vernichtung ebensowenig ausgenommen wie Eßgewohnheiten. „Daß eheliche Untreue in den höchst industrialisierten Ländern von Jahr zu Jahr üblicher wird, ist alles andere als erstaunlich. Wenn, wie es der Fall ist, die Umwelt zu 99% aus Gegenständen besteht, die im nächsten Jahr durch neue ersetzt werden sollen; wenn es im Jahre 1950 als sozial unmöglich gilt, einen im Jahre 1947 herausgekommenen Wagen, Eisschrank oder Fernsehapparat zu besitzen, dann ist Treue bereits umgewertet, dann ist sie zur Sabotage der Produktion, also zur Untugend geworden. . . . Darf man von John Doe, der alle drei Jahre dazu gedrängt wird, sein Auto gegen ein neues umzutauschen, erwarten, daß er sich mit dem vor zehn oder zwanzig Jahren erworbenen Modell seiner Frau, die im Jahre 1935 als fabrikneu gegolten hatte, nun aber total ramponiert ist, zufrieden gebe? . . . — Dies ist der Zusammenhang, in dem das gigantische Verjüngungs- und Kosmetikracket in den Staaten gesehen werden muß. Natürlich gilt das nicht nur von der Frau in den Augen des Mannes, sondern ebenso vom Mann in den Augen der Frau. Kurz: steigendes Kauftempo ruiniert die Institution der Ehe.“¹⁾ Ist den progressiven Vorstellungen von der Emanzipation der Einfluß auf die Gestaltung des gesellschaftlichen Lebens weitgehend versagt geblieben, so werden sie doch durch ihre Gegner verknüpft mit der Schattenseite der Entwicklung. Die Progressiven müssen darauf antworten mit der Einbeziehung der sexuellemanzipatorischen Vorstellungen und Prozesse in ihre kritische Theorie. Sie müssen erkennen, wieweit ihre Ideen von Gleichheit bloß bürgerliche Warengesetze reflektieren: Gleichheit als Äquivalent im Tausch. Oftmals wird als Emanzipation mißverstanden das bloße Durchsetzen der Tauschgesetze auch in den Sphären von Familie und Sexualität. Es ist nicht ausgeschlossen, daß ein Stück der Schwierigkeit, Geschlechtsunterschied zu realisieren, sich in emanzipatorischen Gleichheitsvorstellungen rationalisiert. Die Gleichheit, die ein kritischer Begriff von Emanzipation meint, beinhaltet alle mögliche Verschiedenheit, was eine restlose formale Emanzipation selbstverständlich voraussetzt. Um deren Ungenügen in den Griff zu bekommen, gilt es, das Verhältnis von Sexualität und Herrschaft grundsätzlicher in Frage zu stellen, als die Beschränkung auf die Emanzipation der Frau es erlaubt.

W. F. H.

1) Günther Anders, *Philosophische Stenogramme*, München 1965, S. 68 f.

Emanzipation der Frau

Ziffel: „... Ich bin für ein Land,
wo es einen Sinn hat, unkeusch zu sein.“

Brecht, Flüchtlingsgespräche

Wolfgang F. Haug

Zur Einleitung

I

Staat und Gesellschaft treten hierzulande mit dem Anspruch auf, alte Hoffnungen der Frauen auf Emanzipation erfüllt zu haben. In der Tat: nach geltendem Recht sind die Frauen den Männern gleichgestellt; grundsätzlich stehen den Frauen alle Möglichkeiten offen, in der Ökonomie so sehr wie an der Universität oder in der Politik. Auch sexuelle Tabus haben ihre Macht weitgehend verloren. Es scheint, als sei die Frau politisch wie gesellschaftlich, ökonomisch wie sexuell soweit als möglich emanzipiert.

Es ist wahr: die Frauen haben insgesamt noch sehr wenig mitzureden; an der Universität sind sie eher geduldet, es gibt unseres Wissens nicht eine einzige ordentliche Professorin an den Hochschulen der Bundesrepublik; in der Industrie bevölkern die Frauen die Fließbänder und die Vorzimmer; für gleiche Arbeit verdienen sie immer noch 30% weniger als Männer. Wo solche Ungleichheit fortbesteht, gibt man den Frauen selber die Schuld: sie seien interesselos oder irrational, oder sie wollten gar nicht aus den autoritären Fesseln der patriarchalen Familie heraus — die ja zugleich sehr angenehm sind, indem sie einen der mühseligen Selbstverantwortung ent-

heben. Ähnlich spricht man in den USA, um die Klassenstruktur der Gesellschaft in Abrede zu stellen, von den Unteren, den „Massen“: „Wenn sie wollten, könnten sie ja alle aufsteigen; sie wollen bloß nicht.“ So ist der allgemeine Tenor: Die Frau, wolle es nicht anders, und die Frage nach ihrer Befreiung, die ‚Frauenfrage‘, sei heute hoffnungslos veraltet.

II

„Veraltet ist stets nur, was mißlang“, sagt Adorno, „das gebrochene Versprechen eines Neuen“¹. Viele Hoffnungen haben sich nicht erfüllt. Die reale Misere ist nicht kleiner geworden, hat sich bloß neu verkleidet. Dafür sind die Hoffnungen auf Befreiung und mit ihnen das Moment von fortschrittlicher Unruhe in der Gesellschaft erloschen. Wenn die Intellektuellen relativ die größte Chance auf Selbstbefreiung und Selbstverwirklichung in unserer Gesellschaft haben, so ist die Lage der Studentinnen symptomatisch: nach wie vor werden sie an der Universität als Wesen zweiter Klasse behandelt und verstehen sich oftmals selbst so — ein Zeichen ihrer Resignation. Viele von ihnen bringen es nicht zu realer Selbständigkeit, — wenn es auch ein Tendenzmärchen zu sein scheint, daß sie es weniger häufig als ihre männlichen Kommilitonen zu einem erfolgreichen Abschluß ihres Studiums bringen.

Es sieht so aus, als könnte intellektuelle Leistung der Studentinnen in vielen Fällen nur durch Verzicht auf Glücksfähigkeit erkaufte werden, was wiederum der Leistungsfähigkeit Abbruch tut. In den wissenschaftlichen Seminaren bieten die Studentinnen oft ein noch weniger überzeugendes Bild als ihre männlichen Kollegen. „Der Mann stellt tatsächlich heute das Positivum und das Neutrum, d. h. das Mann- und das Menschen-Wesen dar, während die Frau nur das Negative, das Weib ist“². Der Frau wird zugemutet, sich selbst aufzugeben, wenn man sie in eine „männliche“ Welt emanzipiert. Es kommt zum lähmenden Konflikt zwischen der ‚männlichen‘ Rationalität von Herrschaft und Leistung und dem Anspruch auf Erfüllung.

Fast übermächtig schreibt die Gesellschaft als ‚weibliches‘ Glücksmodell das Nachgeben vor, das Zurückfallen hinter den Anspruch der Leistungsrationalität. Für die Frau soll Leistungsverzicht die Alternative zu Frustration sein. Verzicht auf Leistung meint aber Verzicht auf Autonomie, meint soziale Inferiorität.

¹ *Minima Moralia*, Frankfurt 1951, S. 164.

² Simone de Beauvoir, *Das andere Geschlecht*, S. 636.

III

Familiäre und religiöse Erziehung und die viel mächtigeren, zeitgemäßen Medien der Kulturindustrie, unterstützt durch diskriminierende Gesetzgebung (z. B. § 218) und Unterdrückung von Sexualaufklärung arbeiten auf einen Typus von Sexualität hin, der patriarchalisch autoritär ist, d. h. ein Herrschaftsverhältnis zwischen den Geschlechtern herzustellen trachtet, bei dem die Frau sich dem Manne zu unterwerfen hat. Dieser hierarchischen Unterscheidung der Geschlechter entspricht in jedem einzelnen Individuum „eine Aufspaltung und eine Verstümmelung der Psyche, die verhängnisvoll über ihre gesamte Entwicklung entscheiden“³. Der vom Leistungsprinzip geprägte, ‚männliche‘ Teil der Psyche, das bewußte und autonome Ich reglementiert und zensiert als Instanz der Selbstbeherrschung quasi autoritär das eigene Bewußtsein und gibt die Direktiven für die Beziehung zu Welt und Mitmensch. Verdrängt ins Unbewußte oder ins Reich der bloßen Fantasie, bleibt der unterdrückte, ‚weibliche‘ Teil der Psyche als unterdrückter frei von der lustfeindlichen Kontrolle des Leistungsprinzips, — „um den Preis, machtlos zu werden, inkonsequent, unrealistisch“⁴ wie die ‚unlogische‘, ‚kapriziöse‘, ‚triebhafter‘ Frau nach dem in der Gesellschaft herrschenden Stereotyp. So widerfährt die Verstümmelung; die der Frau angetan wird, auch dem Mann. Und die Psychoanalyse bestätigt, was schon Charles Fourier wußte: „Der Grad der weiblichen Emanzipation ist das natürliche Maß der allgemeinen Emanzipation“.

IV

In der Tat ist die Misere der Studentin, von der in den beiden Argument-Heften zur Emanzipation der Frau so viel die Rede sein wird, auch die Misere des Studenten. Wenn beim Klassenantagonismus die immense Vorteilhaftigkeit der Zugehörigkeit zur herrschenden Klasse die Tatsache verdeckt, daß das Elend der gesellschaftlichen Entfremdung *mutatis mutandis alle* trifft, so ist es beim Geschlechterverhältnis im Zustand der verkündeten Freiheit und Gleichheit vollends offenbar: die Repression trifft beide Parteien, weil sie an sich in unversöhnlichem Gegensatz zu Freiheit und Glück steht.

V

Hinter der Glätte der Fassaden der Universität verkommen viel mehr, als bekannt wird. Es ist zu wenig Platz

³ Herbert Marcuse, *Eros und Kultur*, Stuttgart 1957, S. 140.

⁴ Ebd.

da: zum Studieren wie zum Aufstieg in die wissenschaftliche Laufbahn. Daher kehrt oftmals der härteste Existenzkampf in veränderter Gestalt wieder. Die Arbeit an wissenschaftlichen Instituten verstrickt in einen Dschungel von Intrigen. Nur ein kleiner Teil der Studierenden kann reüssieren, und der Erfolg ist vergiftet von dem hohen Preis, der für ihn zu bezahlen war. Weil potentiell jeder gegen jeden steht, kommt es kaum zu Solidarität zwischen den konkurrierenden „Kommilitonen“. Der Unsolidarität entspricht die Sprachlosigkeit der Zustände. Wo nicht protestiert wird, wo keine Vorstellungen von der Veränderung der Zustände im Gespräch sind, da sind die Verhältnisse aussichtslos. Nichts ist verheerender und mehr von Verheerung zeugend als das zeitgemäße Schweigen an der Universität.

VI

Wenn aber das Fazit der Erfahrungen „aus dem beschädigten Leben“ so düster ist, warum dann diese Veröffentlichung? Haben wir einen Ausweg zu eröffnen? Oder haben wir zu der Situation der Glücklosigkeit nichts hinzuzufügen als ein verstärktes Bewußtsein der Glücklosigkeit? Was hülfe es, wenn es uns gelänge, der Situation der Repression das Bewußtsein der Repression hinzuzufügen, wenn wir doch unfähig sind, einen heute und hier gangbaren Weg zur Aufhebung der Repression zu weisen? In der Tat verfügen wir über kein Patentrezept. Aber wir sehen eine Aufgabe darin, gegen die Sprachlosigkeit des verheerten Bewußtseins anzusprechen. Wir hängen der Überzeugung an, daß ein pathogener Zustand, wo seine Entstehung in ihren Zusammenhängen bewußt wird, schon weniger überwältigend ist.

Wenn die Frage nach der Situation der Frau und nach dem Verhältnis der beiden Geschlechter im Allgemeinen tabuiert ist, so ihrer Nähe wegen zu gesellschaftskritischem Denken überhaupt, in das sie, konsequent gefragt, ja auch tatsächlich übergeht. Weil nach allgemeinem, mit unerhörtem sozialen Druck sich durchsetzendem Konsensus jede vernünftige gesellschaftsverändernde Praxis des Teufels ist, sieht sich kritisches Denken, Denken überhaupt, vom Praxisverbot gelähmt.

Für die Kritik an der Verdummung und Unterdrückung der Frau ist ein Weg zu verändernder Praxis möglich, wenn es auf ihm auch gegen die heiligen Fluten des Konservatismus zu schwimmen gilt: denn Freiheit und Gleichheit der Frauen sind, wenn auch nicht erfüllte Realität, so doch geltendes Recht.

W. F. H.

Argument-Umfrage zur Emanzipation der Frau

Einen Fragebogen mit fünf Fragen zur Problematik der Emanzipation der Frau verschickte Das Argument im Zuge der Vorbereitung dieses Heftes. Einige der uns zugegangenen Antworten bringen wir im Folgenden.¹ Uns scheint diese Zusammenstellung sich ergänzender oder widersprechender Äußerungen die beste Einleitung zu einem Heft wie diesem zu sein. — Im nächsten Heft setzen wir die Veröffentlichung der Antworten fort.

1. Kann Ihres Erachtens die Rede davon sein, daß die Frau emanzipiert sei?

Hartmut Zimmermann Ich habe mich sehr gewundert, mit welcher Selbstverständlichkeit hier der Begriff der Emanzipation gebraucht wird, so, als ob es eindeutig wäre, was man darunter zu verstehen hätte. Soweit mir durch meine anderen Arbeiten die Diskussion um die Jahrhundertwende und bis in die 20er Jahre hinein über die Gleichberechtigung der Frau gegenwärtig ist, scheint es mir gerade auf diesem Hintergrund notwendig zu sein, heute erneut kritisch und, wenn man so will, unbelastet mit dieser alten Diskussion an die Frage der Emanzipation heranzugehen. Eine solche Untersuchung müßte in zwei Richtungen verlaufen: Einmal wäre zu fragen, inwieweit man überhaupt berechtigterweise von der Emanzipation der Frau in einer Gesellschaft sprechen kann, die selbst keineswegs emanzipiert ist. Heute mehr denn je ist die Frage der Emanzipation der Frau mit der der Gesellschaft verknüpft, und jeder Versuch, die Frau zu sich selbst zu befreien, ist nur vorstellbar im Rahmen tiefgehender und, wenn man so will, revolutionärer Umgestaltung der Gesellschaft. Dabei wären wir aber bei dem Dilemma, auf das heute überzeugende Antworten nicht bereit liegen.

Helge Pross Frage 1 läßt sich so pauschal nicht beantworten. Vergleicht man die heutige Situation mit der der Jahrhundertwende, sind die Frauen sicher sehr weitgehend „emanzipiert“. Gemessen freilich am Begriff des „mündigen Individuums“ sind sie es nicht — so wenig, oder etwas weniger, wie die Männer.

¹ Zur Person der Antwortenden vgl. die Angaben in den „Redaktionellen Anmerkungen“.

Warum soll ich als Frau inmitten einer Gesellschaft, in der alle Teile nach Emanzipation schreien, ausgerechnet von ganz besonderer Bedürftigkeit und Problematik sein. Wenn ich die ganze sogenannte Männerwelt besonders unserer herrschenden Schichten betrachte, frage ich mich unwillkürlich: Ist es nicht geradezu ein besonderer Trick zahlreicher Männer, das Problem der Frauenemanzipation hochzuspielen, damit sie selber und ihre Rolle in den gesellschaftlichen Verhältnissen möglichst außerhalb der Diskussion bleiben?

Ursula
Adrian

Zum Beispiel: Ich sitze in einer Versammlung meiner Partei und höre mir das ganze emanzipatorische Geschwätz zahlreicher zur Führung berufener Handlungsgehilfen an. Da fehlt es mir manchmal an Mut zu sagen, was ich denke. Sie würden sowieso nicht zuhören, denn sie sind ja mit sich selbst beschäftigt. Aber ich darf sie ja nicht verärgern. Ihr Mißfallen könnte hoffnungslose Isolierung für mich bedeuten. Sie würden schon dafür sorgen, daß ich nicht Abgeordnete werden kann. Sie würden in meinem Vorleben blättern, sie würden mein Privatleben auseinandernehmen und dem Rufmord Tür und Tor öffnen, damit nur ja jeder in der Weise emanzipiert, wie sie es wollen, die Herren Handlungsgehilfen.

Dann ertrage ich schon lieber das Geschwätz und trinke anschließend ein Bier mit ihnen und gebe ihnen Gelegenheit, sich von ihrer menschlichen Seite zeigen zu können. Das ist zugegebenermaßen eine große Schwäche. Ist das aber eine Schwäche, die nur ausdrücklich mir als Frau anhängt? Drückt sich darin die mangelnde Emanzipation der Frau aus? Alle wissen es doch längst und kaum einer spricht davon: Die männlichen Kaiser ohne Kleider machen es ebenso. Es ist diese Schwäche ein besonderes Charakteristikum derjenigen, die heute so unwiderstehlich und männlich die Heldenwelt der Politik bevölkern und in ihren Programmen ausgerechnet meine Emanzipation als Frau fordern.

Sie sollten lieber um ihre eigene geistige Emanzipation besorgt sein. Und dennoch: Wie soll ich mich emanzipieren ohne die Andern? Vielleicht in der Weise, daß ich wie mein Mann täglich Adorno lese und wenigstens weiß, woran ich zugrundegehen muß?

Mein Geburtsjahr ist 1880, ich habe also meine Jugend in einer Welt verbracht für die das Wort und der Begriff „Frauenemanzipation“ nur mitleidiges Lächeln hervorbrachte. Ich konnte die Entwicklung genauestens verfolgen. Um den Erlebnissen — an mir selbst — gerecht zu werden, müßte ich ein ganzes Buch füllen, kann mich

Tilla
Durieux

aber besser kurz fassen und als Resultat meiner Beobachtungen vorschlagen, die Frau noch jetzt als „Parvenu“ der Emanzipation anzusehen. — Nach Jahrzehnten wird die Frau erst die Überlegenheit gewinnen, um ihre Stellung dem Beruf, dem Manne und dem Kind gegenüber richtig zu dosieren. Erst wenn sie gelernt hat, ihre Grenzen nach allen Seiten hin richtig selbst zu ziehen, wird sie wirklich frei sein. — Dies die bescheidene Meinung einer 82jährigen, die die Augen immer offen hielt und weiß, daß man für alles bezahlen muß, auch für Freiheit.

Ursula Schumm-Garling Die Emanzipation ist zur Zufriedenheit beider Seiten auf halbem Wege zu ihrem ursprünglichen Ziel stehen geblieben. Geht man davon aus, daß die Selbstverwirklichung der Frau nur in „ihrem“ häuslichen Bereich, d. h. in Ehe, Haushalt und Kindern ihre Erfüllung findet, dann gibt es das Problem der Emanzipation nicht. Dieser Auffassung liegt ein festgefügtes Schema von traditionellen Vorstellungen zugrunde, die auch nicht — oder gerade nicht — durch Gegenbeweise oder Fakten überwunden werden können. Der Frau werden bestimmte Fähigkeiten, Verhaltensnormen und Rollen zugeschrieben bzw. abgesprochen. Weniger geeignet erscheinen die Frauen für gesellschaftliche Führungspositionen, das hängt eng mit der Aberkennung der Fähigkeit zu rationalem Denken, zu Wissenschaft, Technik und Organisation zusammen. Diese Vorstellungen sind sehr weit verbreitet und drängen Frauen mit beruflichen Erfolgen immer noch in eine Pionierstellung.

2. Wie beurteilen Sie die bisher verwirklichten Schritte zu dem, was man „die soziale und rechtliche Gleichstellung der Frau“ genannt hat?

Helge Pross Die *rechtliche* Stellung der Frauen ist in der Bundesrepublik ausgezeichnet, besser als in anderen europäischen Ländern (z. B. besser als in Frankreich). Dagegen kann von einer ökonomisch-sozialen Gleichstellung, diese verstanden als Gleichheit der Chancen, bisher kaum die Rede sein. Um das kurz zu verdeutlichen: der Grundsatz „gleicher Lohn für gleiche Leistung“ ist bisher nicht überall realisiert — z. B. nicht in der Industrie, wo Arbeiterinnen vielfach in niedrigere Tarifgruppen eingestuft werden als Arbeiter, die die gleichen Tätigkeiten verrichten. In dieser Hinsicht haben die Gewerkschaften bisher zu be-

reitwillig mit den Arbeitgebern gemeinsame Sache gemacht. Gleichheit der Chancen gibt es auch nicht bei der Wahl von Ausbildung und Beruf: junge Mädchen mit Volks- oder Mittelschulabschluß beschränken sich auf einige wenige Berufe, und sehr viele erhalten gar keine Spezialausbildung. Unter den Arbeiterinnen sind immerhin 90% ungelernte und angelernte, nur 10% sind Facharbeiterinnen. Dagegen ist bei männlichen Arbeitern das Verhältnis von un- und angelernten zu Facharbeitern 50 : 50. Weiter: die Aufstiegschancen der Frauen sind in nahezu sämtlichen Berufen ziemlich schlecht. Einige Beispiele: von allen Richtern in der Bundesrepublik sind knapp 3%, von allen Hochschullehrern ebenfalls nur 3%, von allen Beamten des gehobenen und des höheren Dienstes der Bundesverwaltung zwischen 2% und 3% Frauen. In Privatunternehmen gibt es kaum Frauen in leitenden Positionen, und auch auf der Ebene des middle management sind sie überaus selten.

Bei einem Rückblick auf die letzten Jahrhunderte muß man einen geradezu erstaunlichen Fortschritt in Richtung auf die Emanzipation der Frau (jedenfalls in Deutschland) feststellen, der sich bis in die Einzelheiten des intimen sexuellen Lebens erstreckt. Angesichts des Schnecken-tempos von Gesetzgebung und gesellschaftlichen Wandlungsprozessen ist auch im letzten Jahrzehnt bemerkenswert viel geschehen. Wenn ich richtig informiert bin, darf die verheiratete Frau heute ohne Unterschrift ihres Mannes über ihr selbsterworbenes (oder ererbtes) Eigentum verfügen, was noch um 1950 nicht möglich war. Zwar ist noch vieles nicht erreicht, doch scheint mir der Kern der Sache mit diesen beiden Fragen nicht erfaßt zu sein. Man sollte erst einmal fragen, ob die Frauen von heute den ihnen eingeräumten Platz bereits eingenommen haben, ehe man an die nächsten Schritte der Entwicklung denkt.

Joachim
G. Leithäuser

Es wäre zu fragen, inwieweit das, was bisher auf dem Wege der Emanzipation der Frau geschehen ist, wirklich den Interessen der Frau entsprochen hat. Eine Gesellschaft, die überwiegend, um nicht zu sagen ausschließlich, vom Mann und seinen Bedürfnissen bestimmt war und auch heute noch ist, mußte die Gleichberechtigung der Frau dahingehend, wie ich meine, verfälschen, daß sie die Frau zum Mann machen wollte. Das wird besonders deutlich, wenn man an die Schwierigkeiten denkt, die der Frau im Arbeitsleben begegnen, einem Arbeitsleben, das den Besonderheiten weiblicher Existenz nicht gerecht

Hartmut
Zimmermann

wird und in seiner gegenwärtigen Struktur auch nicht gerecht werden kann.

Was dabei herauschaut, ist oft nur ein neues Zerrbild dessen, was die Frau an eigener besonderer Form des Menschseins geben könnte. Die Frau ist auf diesem Wege zugleich überfordert, wie auch die Entfaltung aller ihrer Möglichkeiten gehemmt bleibt. Es nimmt daher nicht wunder, wenn ein großer Teil der Frauen es vorzieht, lieber in der Stellung der im alten Verständnis Nicht-Emanzipierten zu verharren, als diese neue Situation auf sich zu nehmen, der sie mit ihren Überforderungen oft nicht gewachsen sind.

Ich hoffe, mit diesen Bemerkungen nicht in den Geruch zu geraten, hier das Ideal der „Frau am Herd“ verkünden zu wollen, sondern ich glaube, daß man von Emanzipation nur reden kann, wenn man sich darüber klar ist, daß Frau und Mann zwei Seiten des Menschseins sind, die zwar das Menschsein gemeinsam haben, aber doch verschiedener Ausprägung und verschiedener Ansprüche sind. Über Emanzipation reden heißt, über eine Gesellschaft reden, in der Wirtschaft, öffentliches Leben u. a. so beschaffen sind, daß dort auch Frauen als Frauen menschlich existieren können.

Ursula Bei 650 000 freien Stellen in der Wirtschaft sollte man
Adrian annehmen, daß es sich die Industrie überhaupt nicht leisten kann, große Unterschiede in der Bezahlung gleicher männlicher und weiblicher Arbeitsleistung zu machen. Der Konkurrenzkampf der Unternehmer um die knappen Arbeitskräfte müßte eigentlich in dieser Hinsicht nivellierend wirken.

Als verheiratete, 28jährige Frau mit einem Kind, habe ich in den letzten Monaten viele Betriebe zwecks Bewerbung aufgesucht. Man muß wissen, daß in meinem Beruf, im Gegensatz zur allgemeinen Situation, weniger freie Stellen als Arbeitskräfte vorhanden sind. Die Unternehmer können sich ihre Kräfte noch aussuchen.

Das ist eine sehr prekäre Situation für eine Frau: verheiratet, ein Kind, viele anhanglose Mitbewerber. In diesem exemplarischen Einzelfall kann sich erweisen, ob die soziale Gleichstellung der Frau heute durchgesetzt und gesichert ist oder nicht. Folgende Erfahrungen habe ich gemacht:

In Fällen, in denen ich ausnahmsweise der einzige Bewerber für eine gehobene Stellung war (die Situation bei ungelerten Arbeiterinnen ist völlig anders), trat mir der Betrieb ohne erkennbare Vorurteile entgegen. Man zeigte sich deutlich interessiert; man überlegte, wie

man helfend die sozialen Leistungen des Betriebes zur Anwendung bringen könne.

Sobald sich aber männliche Konkurrenten als Bewerber zeigten, wurde die Sprache schärfer und die Anforderungen härter. Plötzlich stellten sich längst verschüttet geglaubte Meinungen über die Frau ein. Die Produktion konnte wählerisch sein, also hatten auch wieder irrationale Erwägungen ihr Anrecht. Da tauchten dann plötzlich folgende Fragen auf:

„Warum wollen Sie als verheiratete Frau überhaupt arbeiten? Verdient Ihr Mann nicht genug und wollen Sie mitverdienen? Was sagt Ihr Mann dazu? Wird er das auf die Dauer gutheißen? Müssen Sie nicht für Ihr Kind und den Haushalt sorgen? Werden Sie neben den Anforderungen Ihrer Familie überhaupt die notwendige Konzentration für diesen verantwortlichen Beruf aufbringen? Wollen Sie noch mehr Kinder haben?“

Und als Begründung für die Ablehnung:

„Frauen scheiden sowieso früher oder später wieder aus, weil ihre Ehemänner es fordern und das ist wohl richtig so.

Die größten Chancen haben bei uns die Frauen über 35 Jahren, die unverheiratet sind. Sie stehen ganz in ihrem Beruf, weil sie durch eine evtl. Heirat nicht mehr abgezogen werden. Aus diesem Grunde stellen wir möglichst auch keine attraktiven Frauen in diesem Beruf ein, weil sie abgeheiratet werden könnten.“

Meine Antwort, daß Arbeit in einem freigewählten Beruf ein Bedürfnis der Frau sein kann und geradezu Bedingung ihres Selbstgefühls, wurde mit Zweifel und Unverständnis entgegengenommen. Die Verständnis dafür zeigten, fürchteten wiederum ihre Chefs. Man setzte allgemein voraus, daß eine Frau nur deswegen arbeitet, weil sie vorübergehend die Familie unterstützen will und es eigentlich ihre Bestimmung sei, in der Familie verwurzelt zu sein. In Fällen, in denen man unbedingt auf die Arbeitskraft der Frauen angewiesen ist, verschweigt man diplomatischerweise sein Menschenbild. Es zeigt sich, daß die soziale Gleichstellung der Frau keineswegs tief in unserem öffentlichen und gesellschaftlichen Bewußtsein verankert und gesichert ist. Sie ist völlig von der jeweiligen Marktlage abhängig.

Die bisher erreichten sozialen und rechtlichen Verbesserungen sind durchaus genügend und können nur noch durch die persönliche Einstellung beider Geschlechter zur wirklichen Funktion kommen.

Ursula
Strassenburg

3. Welche konkreten Forderungen an die Einzelnen wie an die Gesellschaft ergeben sich Ihres Erachtens, will man die Emanzipation beider Geschlechter von einem Verhältnis der Beherrschung zu einem Verhältnis möglichst allseitig sich entfaltender Menschlichkeit befördern?

Ursula Großzügiger Ausbau von Kindergärten, Ganztagschulen
Adrian und ähnlichen Institutionen zur Entlastung der Familie. Ausbau der Mitbestimmung in den Betrieben, damit eine gesellschaftliche Moral anstelle des egoistischen Produktionsdenkens partikularer Interessen die Entscheidungen trifft.

Befreiung der Unternehmer von der Last des Eigentumsdenkens, das ihnen — wenn sie ihr Eigentum erhalten wollen — nicht erlaubt, menschliche Erwägungen in den Vordergrund zu stellen.

Joachim Konkrete Forderungen? Das geht über meine Geisteskraft.
G. Leithäuser Schließlich handelt es sich um einen Jahrhunderte langen Prozeß, bei dem mächtige reale Faktoren im Spiel sind. Forderungen aber sollte man nur stellen, wenn ein Minimum von Aussicht auf Verwirklichung besteht. Nun gut, eine Forderung hätte ich vorzubringen — sie gilt nicht für Berlin, aber für viele Länder der Bundesrepublik: Einführung der Koedukation in den Schulen. Wenn ich daran denke, mit welcher Wut mir selbst in Berlin noch vor mehreren Jahren in Elternversammlungen entgegengetreten wurde, weil ich mich für die Koedukation aussprach, und daß selbst der Landeselternausschuß fast einstimmig — nur ich stimmte dagegen — sich der Koedukation widersetzte, dann sehe ich die Chancen in der Bundesrepublik als nicht überwältigend günstig an.

Ursula Das Problem der Emanzipation liegt nicht mehr in der
Strassenburg sozialen und rechtlichen Gleichstellung, sondern darin, wie jeder individuell damit fertig wird. D. h. es ist die Frage: will die Frau überhaupt gleichberechtigt in jeder Beziehung sein, oder sehnt sie sich nicht vielmehr nach einem Beschützer, der ihr die Entscheidungen abnimmt, und will der Mann überhaupt eine Frau, die ihm bei jeder Gelegenheit die rechtliche Gleichberechtigung vorhalten kann?

Helge Mit „Forderungen“ kommt man hier nicht sehr weit. Zu-
Pross mal ja der Gesetzgeber wirklich seine Schuldigkeit getan hat.

Nötig wäre m. E. eine Neuorientierung der Mädchenerziehung, für die aber erst einmal die Erzieher erzogen werden müßten. Was Schule, Erwachsenenbildung, Universität speziell für Frauen leisten müßten: mehr Informationen über die Stellung der Frauen in der Gesellschaft, um ihnen ihre Aufgaben, Rechte und Möglichkeiten besser bewußt zu machen. Erziehung zu Reflexion, Kritik, Widerstand, und damit Abbau der alten „weiblichen“ Tugenden der Anpassung, Hinnahme, Fügsamkeit. Das sind riesige Aufgaben, die sich nicht in wenigen Worten skizzieren lassen.

Nötig wäre übrigens auch, junge Mädchen gründlicher mit ihren künftigen familialen Aufgaben vertraut zu machen, also sie über die Wandlungen der Struktur der Familie zu unterrichten, über die Funktionen der Familie, die ja sehr wohl eine Humanisierungsinstanz sein könnte, und vor allem über vernünftige Methoden der Kindererziehung. Kinderpsychologie wäre gewiß ein sinnvolles Fach für Schülerinnen und Schüler.

Nötig wäre weiter, das *sachliche* Selbstbewußtsein der Mädchen zu stärken, und auch ihre sicher vorhandenen, aber gegenwärtig nicht geweckten technischen Talente mehr zu fördern.

Hierzu gehört in erster Linie die Aufhebung der traditionellen Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau — zwischen Haus und Beruf. Es ist wohl nicht damit getan, das verloren gegangene Prestige der Hausfrau durch ein angemessenes Entgelt zu kompensieren, und ihr das Gefühl eines nicht ausgefüllten Lebens damit zu bezahlen. Sondern es geht darum, ihr außerhalb des häuslichen Bereiches Möglichkeiten zu eröffnen. Hier wird deutlich, wie eng gesellschaftliches und persönliches Bewußtsein miteinander verbunden sind, denn ohne die Bereitschaft der Frau, soziale Verantwortung zu tragen, und sich der Anstrengung einer „allseitig sich entfaltenden Menschlichkeit“ zu unterziehen, wird die Emanzipation und damit die Vermenschlichung von Mann und Frau nie vollzogen. Wenn die Geschlechter zu partnerschaftlicher Hilfe im Haus erzogen werden, so dürfte die Belastung der „Hausfrau“ nicht allzu groß sein, und der „Hausmann“ wäre endlich ein integrierter Bestandteil seiner Familie und nicht mehr Gast an seinem eigenen Tisch.

Durch die Abkehr von dem Leitbild einer autoritären Familie und mit der Hinwendung zu dem einer „demokratischen Kinderstube“ des Einzelnen wäre eine Möglichkeit zu einer freieren Gestaltung des menschlichen Lebens gegeben.

Ursula
Schumm-
Garling

Wendula Weiß Was heißt hier Menschlichkeit? Ein völlig verschwommener Begriff. Die nicht emanzipierte Frau kann sicherlich häufig ihre „Menschlichkeit“ besser entfalten als der emanzipierte Mann mit Ellenbogenfreiheit. Es wäre aber denkbar, daß durch die tatsächliche Emanzipation der Frau — d. h. wenn sie tatsächlich gleichberechtigt neben dem Mann im politischen Leben, in der Wissenschaft, im allgemeinen Berufsleben tätig wäre —, die „Menschlichkeit“ auch für den Mann! gefördert würde.

In den USA richten die Universitäten (!) Kindergärten für verheiratete Studentinnen ein. Sie stellen auch kleine, praktisch eingerichtete Wohnungen zur Verfügung. Erfahrung: verheiratete Studenten und Studentinnen studieren besser als die anderen. In der UdSSR erhalten die Frauen während der Schwangerschaftszeit mehr Urlaub und vollen Lohn.

Kürzere Arbeitszeiten für Frauen, mehr Ferien, denn sie haben durch den Haushalt und das Kinderkriegen einfach mehr Arbeit, sollen aber nicht nur Haustiere werden — mehr Kindergärten, mehr Halbtagsstellen!

In USA bestimmt eine Entscheidung des Obersten Gerichtshofes, daß „separate education“ noch nicht „equal education“ ist, damit die Entscheidung „Seperate but equal“ aufgehoben und die Türen der weißen Schulen den Negern — zumindestens im Gesetz — geöffnet werden. So weit sind wir in unseren Schulen — von einigen Ausnahmen abgesehen — noch nicht.

4. Worin sehen Sie die hauptsächlichen Schwierigkeiten für eine solche Emanzipation?

Ursula Strassenburg Rein aus dem Physischen und der verschiedenen Mentalität ergeben sich Gegensätze, die mit keiner rechtlichen Grundlage zu überbrücken sind.

Helge Pross Die hauptsächlichen Schwierigkeiten: der allgemeine Konservatismus in der Bundesrepublik, in dem die schlechten deutschen Traditionen zuviel Einfluß haben — so die traditionelle Vorstellung, Frauen seien durch ihre biologische Konstitution auch psychisch und geistig so festgelegt, daß sie keine qualifizierten Arbeiten zu verrichten vermöchten; unfähig wären, als Vorgesetzte zu arbeiten; technisch unterbegabt seien; aus natürlichen Gründen passiv, emotional, zu abstraktem Denken nicht fähig etc. etc. Und die dies Bild ergänzende Auffassung: die Natur habe die Frauen nun einmal fürs Haus vorgesehen. Alle

diese uralten, von den Theologen, Philosophen, Dichtern, Politikern seit vielen Generationen vorgebeteten Konzeptionen vom sog. „Wesen der Frau“ wirken natürlich auch heute noch. Sie bestimmen das Selbstverständnis der Frauen, und machen sie in der Tat oft genug unfähig zu Verantwortung, eigenem Urteil, rationaler Entscheidung etc.

Das gesellschaftliche Verhalten wird den faktischen Fähigkeiten der Frau nicht gerecht. Die Schwierigkeiten und Widerstände sind in unserer, von Irrationalismen und Traditionalismen belasteten Gesellschaftsordnung verurzelt. So sind es nicht nur Männer, die die Frauen am beruflichen Aufstieg hindern, sondern die Frauen finden sich meistens sehr gern in die für sie bereitgestellten Normen ein. Durch Erziehung, in autoritär-patriarchalischen Familien werden die bestehenden Verhaltensnormen verinnerlicht.

Ursula
Schumm-
Garling

Schwierigkeiten erwachsen wohl hauptsächlich aus wirtschaftlichen Interessen und aus Vorurteilen und Denkgewohnheiten. Ein aufschlußreiches Beispiel: Selbst in einem musischen Beruf wie dem des Musikers sind die Frauen benachteiligt. Es ist für sie sehr viel schwerer als für Männer, Mitglied eines Orchesters zu werden.

Joachim
G. Leithäuser

Der Gerechtigkeit halber muß aber auch gesagt werden, daß im Berufsleben anscheinend viele Frauen schlechte Vorgesetzte sind — jedenfalls anderen Frauen gegenüber. Vielleicht bilden aber die Dinge, die ich erfahren habe, nur Ausnahmen, die man nicht verallgemeinern darf.

5. Gibt es Ihrer Ansicht nach in der Gesellschaft nennenswerte Widerstände gegen die Emanzipation? Wenn ja, wie erklären Sie diese Widerstände?

Widerstände gegen die Emanzipation? Natürlich, wie gegen jede Emanzipation. Daß Rechte freiwillig eingeräumt werden, kommt in der menschlichen Geschichte bekanntlich höchst selten vor. Zusätzlich erschwert ein weiterer Umstand die Entwicklung: Die patriarchalische Gesellschaftsordnung mitsamt ihren Institutionen, Vorurteilen usw. wird besonders tatkräftig von der Mehrzahl der Frauen verteidigt. Selbst in der demokratischen Schweiz kämpfen sie nicht um ihr Wahlrecht. Die poli-

Joachim
G. Leithäuser

tische Geschichte Deutschlands zeigt: Die Patriarchenfigur Hindenburgs zog die weiblichen Wähler besonders stark an. Die autoritäre Nazi-Partei gewann die Stimmen der Frauen, obwohl bei Wahlkämpfen darauf hingewiesen wurde, daß sich unter den Nazi-Abgeordneten keine Frau befand. Die patriarchalische Gestalt Adenauers verdankt ihre Wahlerfolge gleichfalls den Frauen. In der konservativen Mentalität zahlreicher Frauen liegen wahrscheinlich die stärksten Widerstände gegen eine vollständige Emanzipation. Wesentlich unterstützt wird diese Geisteshaltung durch eine religiöse Vorstellungswelt, in der die drei obersten Gottheiten männlichen Geschlechts sind und in der das patriarchalische Prinzip fest verankert ist. Nach Gründen dafür und nach Zusammenhängen zu forschen, mag jedem einzelnen bzw. jeder einzelnen selbst überlassen bleiben.

Ursula Strassenburg Hier müßte man Privat- und Berufsleben völlig trennen, wobei zu 1) die Antwort „ja“ stehen würde, denn eine Gemeinschaft, die zu rechtlichen Mitteln greifen muß, um sich durchzusetzen, ist von vornherein zum Scheitern verurteilt.

Zu 2) „nein“, weil sich sowieso jederzeit in jedem Fach der Tüchtigere durchsetzen wird — ganz gleich welches Geschlecht er hat.

Wendula Weiß Die Fragen 4) und 5) lassen sich am besten zusammen beantworten. Die Frau ist gesellschaftlich durchaus noch nicht gleichberechtigt.

1. Die Schuld liegt bei der *Frau* selbst. Die Gesellschaft erwartet von der Frau zunächst nur ein „Gefallen“ ein „Lächeln“. Mit Charme kommt sie ziemlich weit. Das genügt ihr, das macht es ihr leicht. Man erwartet von ihr keine geistige und auch keine körperliche Anstrengung. So vermeidet sie diese tunlichst, denn kaum jemand wagt es, aus dem Rahmen zu fallen.

Die Frau hat es in einem gewissen Sinn zunächst einmal leichter als der Mann. — Dann aber, wenn Anforderungen an sie herantreten, ist sie diesen nicht gewachsen, da sie nicht darauf vorbereitet ist.

2. Die *Familie* sieht häufig in dem heranwachsenden Mädchen die Frau in der Küche, im Büro das Mädchen, das nur einem Mann gefallen soll. Volksschullehrer bestätigen, daß Mädchen, die genau so begabt sind wie einige Jungen in der Klasse, doch nicht zur Oberschule weitergehen, da von zu Haus aus der Anreiz zum Lernen fehlt. Bereits in der Familie wird meistens das Mädchen mehr zur Hausarbeit herangezogen als der Junge, so daß ihr

diese Aufgabe eine Selbstverständlichkeit wird, und von dem Jungen wird ebenfalls diese Rolle dem Mädchen als zugeordnet betrachtet.

3. Die *Gesellschaft* differiert naturgemäß nicht sehr von dieser „Familienhaltung“. Hier kommen noch viele allgemeine Vorurteile hinzu: ein Mädchen sei nicht fähig, mathematisch oder naturwissenschaftlich zu denken, sie könne nicht Schach spielen usw. Die Mädchen akzeptieren dann diese Auffassung, so daß sie selbst glauben, daß sie das nicht können. (An der TH in Zürich studierten keine Mädchen. Nach dem Aufstand in Ungarn kamen viele weibliche Flüchtlinge auf die TH. Dann erst versuchten auch weibliche Schweizer Mädchen, die TH zu besuchen. Die Mädchen sollen dort nicht schlechter abschneiden als die Jungen.)

Frauen selbst ist aber durch diese eingeflößte gesellschaftliche Meinung die Vorstellung, daß eine Frau Mathematik studiert, ein Greuel. Die Rückwirkung auf die Frauen: Manche Frauen haben sich durchgerungen, aber sie haben eben mit weitaus mehr Schwierigkeiten zu kämpfen als die Männer. Nur wenige kommen deshalb weiter, da ihre Kraft zu sehr beansprucht wird. (Wenn eine Frau öffentlich spricht, muß sie zunächst bei sich und bei den anderen das Vorurteil überwinden, daß sie eben *nur* eine Frau sei.)

4. Der *Mann* kann es häufig nicht vertragen, eine Frau als Vorgesetzte zu haben. Die Schadenfreude, wenn diese Frau dann versagt, ist grenzenlos. Wenn ein Mann versagt, dann wird er es eben das nächste Mal besser machen, aber eine Frau — naja, man hat es gleich gewußt. . . . Da sich die Frau willig dem Mann unterordnet, ist er erstaunt, wenn einzelne Frauen ihm gleichberechtigt gegenübertreten. Das verletzt seinen Stolz. Er braucht die untergeordnete Frau für sein Selbstbewußtsein wie der Weiße im Süden der USA den Neger. (Wenn ein Mann mir sagt — und es geschah häufig — „Für eine Frau spielst Du aber gut Schach“, dann empfinde ich es als ebenso eine Beleidigung, wie wenn man zu einem Neger sagt: „Für einen Schwarzen hast Du aber ein intelligentes Gesicht!“)

5. Die *moralischen* Vorstellungen der Gesellschaft: das gefallene Mädchen, die Schande, das uneheliche Kind usw. Diese Ängste lassen die Eltern die Mädchen mehr behüten als die Jungen. Das Mädchen darf erst sehr viel später in eigener Verantwortung handeln.

Im Sommer vor drei Jahren wurde ich von Bademeistern aus dem Sommerbad Wilmersdorf entfernt, weil ich keine Badekappe trug. Ich hatte diesen Kampf mit Bademeistern

Herta
Zerna

in den Zwanziger und Dreißiger Jahren erfolgreich bestanden, unter Hinweis auf meinen knappen Herrenschnitt. Nicht so jetzt! Ich schrieb an Ella Kay — und bekam von dem Gesundheitssenator Schmiljan die überraschende Antwort, er könne mir mitteilen, daß er meinem Wunsche entsprochen habe: keine Kappe für Frauen mit kurzem Haar! Veröffentlicht im Gesetzblatt... Ich machte sogar eine Rias-Frauensendung daraus. Was eine Frau so schaffen könne... Und badete vorsichtshalber im Kinderbecken, wo kein Bademeister war. Und richtig: Ein Jahr später war einer da. Er piff mich raus. Mit Rollkommando und Volksversammlung. „Was hat sie getan?“ Sie hat keine Kappe! „Für uns ist nur Dr. Forst zuständig“ und dieser, Vorsitzender der sozialdemokratischen Ärzte: „Ich kann meinen Männern (!) nicht zumuten, daß sie die Haare messen.“ Herbert Doeschner, bei dem ich mich beklagte — er ist in der Liga für Menschenrechte und war mit mir in einer Widerstandsgruppe 1933 — schrieb mir: „Wir bitten die Frauen...“ Und wenn sie der Bitte nicht entsprechen, kommt eben das Rollkommando. Neben mir wurde eine Mutter, die bis zu den Hüften im Nichtschwimmerbecken stand, um nur ihr Kind zu halten, rausgepiffen, mit Tute, öffentlich. Nun gerade! Ich habe Doeschner geschrieben: „Der Führer ist fort, die Unterführer sind geblieben. Nach außen können wir uns nicht mehr austoben, nun toben wir innen. Der Kasernenhof herrscht weiter.“ Und nun gehe ich nicht mehr schwimmen. Wer sagt den Bademeistern, daß da eine alte — an sich ja liebe! — Vorstellung von der Frau herrscht, die die Haube nehmen muß, deren Haar teils schön, teils aber schmutzig, Sünde ist? Niemand, da der Vorsitzende der sozialdemokratischen Ärzte daran noch nicht gedacht hat. Aber auch das hat eigentlich nichts mit Emanzipation der Frau zu tun, sondern eben mit Demokratie, Denken, Nichtkommandieren... Ich habe mir immer vorgestellt, Lise Meitner will baden gehen, ein bißchen rumstehen im Nichtschwimmerbecken... Und dann wird sie rumkommandiert und rausgepiffen. Es hat mehr mit Wehrentüchtigung als mit Erholung zu tun. Und mehr mit Berlin von heute als mit dem Stand der Emanzipation. (Stand falsch. Lage müßte es heißen. Wir haben früher immer vom „Stand der Lage“ gesprochen...)

Urs Müller-Plantenberg

Zur Geschichte der Lage der Frauen in Deutschland

Die Geschichte der Lage der Frauen in den letzten 150 Jahren ist die Geschichte der Aufnahme der Frauen in den Produktions- und Konsumtionsprozeß, die Geschichte der immer notwendiger werdenden Anerkennung der Frau als Herstellerin und Verbraucherin von Gütern in einer Gesellschaft, die gleichwohl nicht darauf verzichtet hat, am männlichen Maßstab zu messen.

Erst als der industrielle Kapitalismus die Gesellschaft von den idyllisch-patriarchalischen Banden des Feudalismus befreit, stellt sich die Frage der Emanzipation der Frau. Aber das Bürgertum hütet sich davor, die für die wirtschaftliche und politische Weiterentwicklung so notwendigen Forderungen nach Freiheit und Gleichheit auch für die Frauen zu erheben. Als *Olympe de Gouges* 1793 mit den Worten „*Hat die Frau das Recht, das Schafott zu besteigen, so muß sie auch das Recht haben, die Tribüne zu besteigen*“¹ die Beseitigung der Vorrechte der Männer fordert, endet sie gar bald auf dem Schafott. Die revolutionären Bürger bedurften der sitzamen und gehorsamen Gebärerinnen ihrer Erben, der billigen und fleißigen Arbeitskraft auf dem Felde und in den Fabriken, dazu noch der Prostituierten, dem „*Menschenopfer auf dem Altare der Monogamie*“ (Schopenhauer).

In Deutschland, wo nicht einmal die Männer eine Revolution zustande gebracht hatten, war an die Befreiung der Frau zu jener Zeit erst recht noch nicht zu denken. Der konservative Standpunkt, wie ihn Luther so drastisch formuliert hat, war allgemeines Prinzip:

„*Weiber tragen Kinder und ziehen sie auf, regieren das Haus und teilen ordentlich aus, was der Mann hineinschaffet und erwirbet, daß es nicht unnütz vertan werde. ... Daraus erscheinet, daß das Weib geschaffen ist zur Haushaltung, der Mann aber zur Polizey, zu weltlichem Regiment, zu Kriegen und Gerichtshändeln, die zu verwalten und zu führen.*“²

Die Revolutionierung der Arbeit durch die Maschine aber schuf die Möglichkeit und Notwendigkeit der Frauen-

¹ Vgl. August Bebel, *Die Frau und der Sozialismus*, 56. Aufl., Berlin, 1950, S. 370.

² Martin Luther, *Tischreden*, I/12.

arbeit in großem Maßstab. Wurde die rohe Muskelkraft durch die Maschine ersetzt, so konnte die Frau allmählich zur gleichwertigen Arbeitskraft werden. Zu Tausenden wurden die Frauen im frühkapitalistischen Produktionsprozeß eingesetzt. An die ökonomische Brauchbarkeit mußten sich die Hoffnungen auf eine gesellschaftliche Emanzipation klammern. So schrieb Engels:

*„Die Befreiung der Frau wird erst möglich, sobald diese auf großem, gesellschaftlichem Maßstab an der Produktion sich beteiligen kann und die häusliche Arbeit sie nur noch in unbedeutendem Maße in Anspruch nimmt. Und dies ist erst möglich geworden durch die moderne große Industrie, die nicht nur Frauenarbeit auf großer Stufenleiter zuläßt, sondern förmlich nach ihr verlangt.“*³

Frauenarbeit war aber zunächst einmal nicht ein Weg zur Menschenwürde über die ökonomische Unabhängigkeit vom Ehemann, sondern grausamer Zwang unter den schwersten Bedingungen. Wo schon die Arbeiter abhängig und geknechtet waren, konnten die Arbeiterinnen in ihrer Arbeit weniger die Möglichkeit der Freiheit als vielmehr nur zusätzliche Unterdrückung sehen. Sie wurde schamloser ausgebeutet als die Männer, mußten sich mit weit niedrigerem Lohn zufriedengeben, zusätzlich das Haus und die Kinder versorgen und oftmals auch den eigenen Mann. Erst allmählich setzte sich bei den Arbeitern die Erkenntnis durch, daß die Frauen nicht nur eine gefährliche lohndrückende Konkurrenz darstellten, sondern daß die eigenen Interessen mit denen der Arbeiterinnen im wesentlichen identisch seien. Derweilen begannen die bürgerlichen Frauenrechtlerinnen, für das „Recht“ und die „Ehre“ der Arbeit zu kämpfen, während der kleine Mittelstand es für vornehm hielt, die Tochter keinen Beruf erlernen zu lassen, und sich so den höheren Schichten anzugleichen. Die bürgerliche Frau konnte ihren gesellschaftlichen Wert einzig am Prestige ihres Gemahls messen, und zu diesem Prestige gehörte es, sagen zu können: „Drinne waltet die züchtige Hausfrau, die Mutter der Kinder.“ Aus der Obhut des Vaters ging sie in die des Ehemannes über, ein Anhängsel zu seinen Lebzeiten, eine Hinterlassenschaft bei seinem Tod, und die unverheirateten Gouvernanten und Gesellschafterinnen, Tanten und Schwestern waren gar vollends zu einem Schattendasein verurteilt. Für sie, die bürgerlichen Frauen, mußte die Arbeit tatsächlich als ein Recht erscheinen, als ein Ausweg aus der völligen Abhängigkeit vom Ehemann, Vater oder Bruder, der zwar ihre Versorgung si-

³ Friedrich Engels, *Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats*. Berlin 1946. S. 135.

cherte, sie aber gleichzeitig im goldenen Käfig des Haushalts gefangenhielt, der nichts als Langeweile und Enttäuschung versprach, nachdem die produktiven Tätigkeiten immer mehr nach außen verlagert worden waren und die Kleinfamilie sich durchgesetzt hatte. Wenn aber die aufrechte Demokratin *Luise Otto-Peters* bei der Gründung des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins 1865 die Arbeit zur „*Pflicht und Ehre des weiblichen Geschlechts*“ erklärte, wenn im gleichen Jahr *Adolf Lette* den Verein zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts gründete, sahen sie dabei doch nicht, daß in dieser Gesellschaft die Frauenarbeit noch keine ökonomische Sicherheit versprach, Frauen konnten immer nur und können es bis heute eine „stille Arbeitskraftreserve“, Lückenbüßer der Produktion bilden. In Konjunktur- und Kriegszeiten wurden sie gebraucht, in Krisenzeiten waren sie die ersten, die man auf die Straße setzte.

Am konsequentesten setzten sich die Sozialdemokraten für die wirtschaftliche und politische Emanzipation der Frauen ein. 1879 schrieb *August Bebel* sein ungeheuer weit verbreitetes Buch „*Die Frau und der Sozialismus*“, in dem er die Sache der Arbeiter mit der Sache der Frauen verband und zeigte, wie die Frauenfrage unlöslich mit der Frage des Privateigentums zusammenhänge, wie deshalb nur die Sozialdemokratische Partei als die Partei aller Unterdrückten die Emanzipation der Frau zu erreichen vermöge. Entsprechend heißt es in den Erläuterungen des Erfurter Programms von 1891:

„In der Arbeiterklasse, der Trägerin einer hoffnungsreichen Zukunft, setzt sich die Veränderung am schärfsten durch, und ihr ist es darum vorbehalten, auch die Frauenfrage, welche ein notwendiger Bestandteil der Arbeiterfrage ist, zu einer glücklichen Lösung zu bringen. Sie hat deshalb, unbeschadet der Rücksicht auf die aus dem Geschlechtsverhältnis sich ergebenden, natürlichen Unterschiede, die schöne Aufgabe, die Ausnahmegesetze zu beseitigen, welche die gesellschaftliche und politische Gleichstellung des Weibes mit dem Manne noch verhindern.“

Die bürgerliche Frauenbewegung hat zwar diese Unterstützung begrüßt, hat sich aber wohlweislich davor gehütet, mit der Partei des Umsturzes sich zu solidarisieren. Sie leitete ihre Forderungen daraus her, daß sie dieser bestehenden Gesellschaft ihre Dienste anbot, ihr zu Besserem verhelfen wollte. Die Bürgerfrau war in erster Linie an ihre Klasse gebunden. Das bedeutet nicht, daß ihr Kampf für Frauenarbeit, Frauenstudium und Frauenwahlrecht etwa leicht war. Die antifeministischen deut-

schen Philister, wohl wissend, wie dienlich die autoritäre Familie der autoritären Staats- und Gesellschaftsordnung war, überschütteten die „Blaustrümpfe“ und „Mannweiber“ mit Spott und Hohn, und als das nicht mehr half, entfesselte man heftige Kampagnen gegen die „Zersetzung“ der althergebrachten Ordnung, wobei auch „rassehygienische“ Argumente bald Verwendung fanden. Die Fortschritte in der Gesetzgebung wurden mühsam errungen. Erst 1891, als Wilhelm II. noch glaubte, als „Volkskaiser“ die Arbeitermassen für sich erobern zu können, wurde die Arbeitszeit der Fabrikarbeiterinnen auf 11 Stunden gesetzlich begrenzt. Das Frauenstudium wurde am heftigsten beföhdet. 1898 sprach sich der deutsche Ärztetag in Wiesbaden einstimmig gegen die Zulassung von Frauen zur ärztlichen Praxis aus, „aus ritterlichen Gründen“, wie man das nannte.⁴ Erst 1908 wurden Frauen zur Immatrikulation an den preußischen Hochschulen zugelassen. Aber nun begann erst der Kampf um genügend geeignete Mädchenoberschulen, und um in akademische Berufe nach vollendetem Studium einzudringen, bedurfte es noch bis 1919 und darüberhinaus aufreibender individueller Kämpfe zur Überwindung immer neuer Widerstände. Ebenfalls 1908 wurde das Reichsvereinsgesetz verabschiedet, das auch den Frauen das Recht gab, jeder Art von Vereinen, also auch politischen, anzugehören. Bis dahin konnte die parteipolitische Betätigung von Frauen bestraft werden.

Von dem 1914 ausbrechenden Weltkrieg wurden die Frauen sehr viel stärker betroffen als von jedem Krieg zuvor. Aber sie waren zu sehr bei der Sache, als daß sie dem neunten Gebot Schleiermachers an die Frauen hätten Folge leisten können:

„Du sollst nicht falsch Zeugnis ablegen für die Männer, Du sollst ihre Barbarei nicht beschönigen mit Worten und Werken.“⁵

Nur wenige stellten sich konsequent gegen den imperialistischen Krieg, unter ihnen Rosa Luxemburg. Gertrud Bäumer dagegen verfaßte eine politische Flugschrift „Der Krieg und die Frau“, mit der sie den deutschen Frauen aus dem Herzen sprechen wollte:

„Ja, wir Frauen sind in diesen Augustwochen wie in eine neue Welt eingetreten. Wir sind nicht nur Zeugen des gewaltigsten Stücks Geschichte gewesen, das die Menschheit noch erlebte, wir haben auch in unserer eigenen Seele Neuland gefunden. . . . In uns sprach, fühlte, wollte

⁴ Vgl. „Die Frau in unserer Zeit“, Oldenburg 1954, S. 211 f.

⁵ Zitiert nach Minna Cauer, Die Frau im neunzehnten Jahrhundert. 1898, S. 47.

Deutschland, unsere persönliche Seele ging auf in der Seele unseres Volkes.

Der Tod auf dem Schlachtfeld ist eingefügt in die große Kette menschlichen Strebens und Ringens. Mit ihm erkaufte ein Geschlecht Segen und Entfaltung für alle Kommenden. Aus dem Gefühl, daß es ihm einzig von Millionen anderen beschieden ist, selbst seinem Tode noch den Adel eines Zwecks zu geben, hat zu allen Zeiten der Soldat es süß und erhaben gefunden, für das Vaterland zu sterben.

*Und das können die Frauen in tiefster Seele nachfühlen. Es ist ein mütterliches Grunderlebnis, daß Leben und Kraft hingeopfert werden muß, damit neues Leben umso schöner erblühen kann.*⁶*

Aber es war nicht nur das allgemeine Aufgehen der Frauen im Volksganzen, was man erreichen wollte; wichtiger war, daß nun die Frauen nachweisen konnten, daß auch sie „ihren Mann stehen konnten“, dieses Mal im Dienste des Krieges. Die Frauen mußten in die Rüstungsindustrie gehen, sie wurden Schaffnerinnen und Briefträgerinnen; Schreibmaschine und Telephon wurden ihre ureigensten Arbeitsinstrumente; am schlimmsten war der Kampf gegen Hunger und Frost, er wurde von Jahr zu Jahr unerbittlicher. Derweilen fielen an der Front die Männer und Söhne. Der „Adel eines Zweckes“ ihres Todes löste sich mehr und mehr in den Augen der Frauen in die Zwecklosigkeit des Elends auf.

Die Revolution, die dem Krieg gewaltsam ein Ende setzte, brachte den Frauen endlich die staatsbürgerliche Gleichheit, aktives und passives Wahlrecht. Aber die Frauen dankten es der Revolution nicht, zumal die Verbesserung ihrer Lage fragwürdig blieb. Weiterhin wurden die Frauen von den Krisen am stärksten betroffen, ohne daß sie gelernt hatten, über den privaten Bereich, den man ihnen zugewiesen hatte, hinauszudenken und die Ursachen der Krisen zu erkennen. Was sie wollten, war zunächst einmal Ruhe und Ordnung. Die Verordnungen zur „möglichst reibungslosen Überführung der Militärs in die Industrie“ vertrieben die Frauen aus ihren mittlerweile erworbenen Stellungen, die Inflation brachte neue Sorgen für den größten Teil der Bevölkerung. Der durch den Krieg herbeigeführte Frauenüberschuß verminderte die Hoffnung vieler Frauen auf eine mögliche Heirat.

Aber es gab doch reale Fortschritte. Mehr und mehr Studentinnen kamen auf die Universitäten, neue Berufe

⁶ Gertrud Bäumer, *Der Krieg und die Frau*. 1914. S. 6 f., 10.

wurden für die Frauen erobert, die Zahl der berufstätigen Frauen wuchs (1931: 11,5 Millionen), manchen gelang es sogar, höhere Stellungen zu besetzen. Mit der Betreuung der Kinder der Munitionsarbeiterinnen im Kriege hatte bereits die Kinderfürsorge begonnen, die nun den berufstätigen Frauen manches von ihren Sorgen abnahm. Eine neue, freiere Auffassung der Sexualität begann sich durchzusetzen, Deutschland galt (neben der Sowjetunion bis zum Jahre 1936) als das Land der sexuellen Revolution. Sogar den Kampf gegen den Abtreibungsparagraphen (§ 218) nahm man bereits auf.

Aber „Zucht und Ordnung“ machten solche Fortschritte zunichte. Das Gesetz zur Förderung der Eheschließungen vom 1. Juni 1933 macht Staat und Wirtschaft wieder zur reinen Männersache. Die Frau soll, so wollen es die neuen Machthaber, aus dem Erwerbsleben nach Möglichkeit herausgenommen und ihrer „ureigensten“ Bestimmung als „deutsche Mutter“, als Gebärerin von zukünftigen Rekruten zugeführt werden. Ihr wird die „weibliche Ehre“ wiedergegeben, indem man sie biologisch wertet. Hitler verkündet:

*„Ich betrachte es als meine größte staatsmännische Leistung, daß es mir gelungen ist, die Zahl der Geburten seit 1933 in Deutschland zu steigern.“*⁷

Der zweite Weltkrieg wurde von den Frauen nicht mehr ganz so begeistert begrüßt wie der erste. Sie wußten noch, was Krieg bedeutet, wenn sie auch nicht ahnen konnten, um wieviel schlimmer dieser Krieg werden sollte. Die Frauen wurden nun zwangsverpflichtet, die Zahlen der arbeitenden Frauen wuchsen ins Gigantische. Der totale Krieg macht nun auch nicht mehr vor Frauen und Kindern halt. In den Bombennächten wurden die Städte zum Kriegsschauplatz. Die Leiden, Entbehrungen und Anstrengungen wuchsen ins Unermeßliche. Sie hörten auch in der ersten Nachkriegszeit noch nicht auf. Die hohe Zahl der Gefallenen, Vermißten und Kriegsgefangenen erforderte, daß die Frauen die schwersten Aufgaben auf sich nahmen, um sich und ihre Familien durchzubringen. Die Trümmerfrau beherrschte das Bild, Hamsterei und Schwarzmarkthandel gehörten für die Frau zu den Selbstverständlichkeiten.

Die Zeiten der Konjunktur, die dann allmählich einsetzten, fügten dem Wert der Frau als Produktionsfaktor den Wert als Konsumentin hinzu. Die Gleichberechtigung auf fast allen Gebieten konnte ihr jetzt nicht mehr vor-

⁷ Hitler auf einem Nürnberger Reichsparteitag vor der NS-Frauenschaft.
⁸ Vgl. Ruth Bergholtz, Die Wirtschaft braucht die Frau. 1956. Besonders S. 45 ff.

enthalten werden. Aber es ist eine Gleichheit nach der Form des Rechts und weniger nach dem Inhalt der Wirklichkeit. Die Frau bleibt in der männlichen Welt, in der an männlichen Maßstäben gemessen wird, notwendig benachteiligt.

Darüberhinaus aber wird noch nicht einmal mit gleichen Maßstäben gemessen: Der Durchschnittslohn der Arbeiterin liegt noch immer erheblich unter dem des Arbeiters. Einerseits wird die Frau mit den modernsten Mitteln der Psychotechnik zum Konsum gezwungen und dadurch in die industrielle Produktion getrieben, andererseits wird sie durch die überkommenen Haushaltspflichten, die ihr noch immer niemand abnimmt, daran gehindert, sich wirklich mit den gleichen Chancen wie der Mann in der Arbeitswelt zu behaupten und durchzusetzen.

Thomas Metscher

Zum Strukturwandel von Autorität und Familie

Der Begriff der Autorität, wie er hier verwendet wird, ist bestimmt als Gegensatz zu Freiheit; er bezieht sich auf die Unterordnung des Menschen unter bestimmte vorgegebene Inhalte oder Instanzen. Die Anerkennung der Autorität als eines konstitutiven Moments von Gesellschaft bedeutet zwar nicht prinzipiell Selbstaufgabe der Autonomie des Individuums — als rationale kann Autorität geradezu Bedingung von Freiheit werden —, jedoch immer dann, wenn dieses zum bloßen Autoritätsobjekt degradiert wird, d. h. insofern es im Vollzug dieser Anerkennung den eigenen Willen und die eigene Vernunft an oktroyierte Gehalte bindet und dabei der Kritik dieser Gehalte entsagt. Derart verstanden haftet am Begriff der Autorität bereits ein Moment der Repression. Seine Kritik enthält die theoretische Antizipation einer Freiheit, deren Dialektik imstande sein könnte, die Instanzen dieser Repression zu vernichten und den Menschen in eine Autonomie einzusetzen, die mehr ist als die ökonomische Herrschaft Einzelner.

Autorität und Bürgerlichkeit

„O, du kennst die Denkweise eines echten und rechten Mannes nicht, Nora. Es liegt für den Mann etwas unbeschreiblich Süßes und Beruhigendes in dem Bewußtsein, seiner Frau vergeben zu haben. . . Sie wird ja dadurch doppelt sein Eigentum, ist gleichsam neu geboren durch ihn; sie ist nun gewissermaßen zugleich seine Frau und sein Kind.“ Ibsen, Nora

Die Familie, die Nora verließ, war nicht ihre eigene, sondern geprägt durch eine der Frau vorgeordnete Instanz, deren Autorität, da sie ihren Anspruch natürlicher Notwendigkeit materiell durchzusetzen verstand, vom Einzelnen nicht gebrochen und kaum in Frage gestellt werden konnte: die des Vaters und Gatten. Diese Familie, die bürgerliche, war ihrem Prinzip nach autoritär, weil durchgängig bestimmt durch ihr ökonomisches Subjekt, den Mann als Bürger. Bürger war derjenige, der nicht nur in ständischer Lage war, sich vom Gewinn seiner Fischzüge im feindlichen Leben das Selbstverständnis als identische Person, d. h. anerkannte und gefürchtete Konkurrenz, von der Gesellschaft zu erkaufen, sondern auch, und zwar gerade auf Grund seiner ökonomischen Autonomie, sich als herrschaftliches Subjekt im Kreise der Familie zu etablieren, deren materielle Abhängigkeit seine praktische und ideelle Autorität garantierte. Die Frau besaß als Mutter und Gastgeberin ein Feld relativer Selbstbetätigung, daß durch die drei K-s: Kirche, Küche, Kinder, umrissen werden kann; den Kindern kam — mag auch die Mutter in einzelnen Fällen ein Mitspracherecht oder sogar eine sanfte Priorität ausgeübt haben — in den sogenannten Prinzipienfragen eine bedingungslose Unterordnung unter den Willen des Vaters zu.

Das Verhältnis des Mannes und Vaters als des Autoritätsträgers der bürgerlichen Familie zu den anderen Familienmitgliedern, den Autoritätsobjekten, war durch zwei sich bedingende Momente bestimmt: *Erstens* wurde, und zwar durch den Einfluß des Protestantismus, die physische Überlegenheit des Mannes in eine moralische verwandelt: er besaß auf Grund seiner Stärke ein moralisches Recht auf Autorität; im Autoritätsverhältnis war ein sittliches Verhältnis zu respektieren. *Zweitens* war er als Besitzer von Geld und Sacheigentum Repräsentant ökonomischer Macht. „Die Idealisierung der väterlichen Autorität, als gehe sie aus göttlichem Ratschluß, aus der Natur der Dinge oder aus der Vernunft hervor,

erweist sich bei näherer Prüfung als Verklärung einer wirtschaftlich bedingten Einrichtung." ¹ So war das Erbe, bzw. die Drohung mit Enterbung, eins der wesentlichsten Mittel, das Autoritätsverhältnis intakt zu halten. Selbst die Flucht aus ihm war praktisch unmöglich; sie hatte den Ausschluß aus der bürgerlichen Gesellschaft zur Folge.

Die Familie war Ort der Erziehung und Bildung. Das Erziehungsideal war durch den Geist des Respekts geprägt: Respekt vor der väterlichen Autorität, vor den bürgerlichen Idealen und Konventionen. Der Sohn mußte lernen, wie man sich fügt: er hatte ein Häkchen zu werden und krümmte sich beizeiten. „Die einzige Möglichkeit für den Sohn, wenigstens in seinem seelischen Haushalt die in der Konkurrenzgesellschaft ständig bedrohte Harmonie zwischen dem Ersehnten und dem Gebotenen aufrecht zu erhalten, war die, den Vater als den Starken und Vermögenden mit all den Qualitäten auszustaffieren, die als positiv galten, und dergestalt die Realität zum Ideal zu verklären.“ ² Durch die Erziehung wurde die Autorität des Vaters mit seinem Eigentum vererbt: der Einzelne nahm seine Autoritätsvorstellungen aus der family of orientation, die ihn als Autoritätsobjekt geprägt hatte, mit hinüber in die family of procreation, die er als Autoritätsträger prägen sollte.³

Bei aller Kritik, die dem bürgerlichen Autoritätsideal gegenüber am Platze ist, soll jedoch nicht unterschlagen werden, daß es, zumindest für die Zeit der Emanzipation des Bürgertums als Klasse, fruchtbare Wirkungen auf die Entwicklung der männlichen Einzelpersonen ausübte: nämlich als Erziehung zur Disziplin, zur Fähigkeit selbständigen organisierten Handelns in der Praxis der wirtschaftlichen Konkurrenz, zum Selbstbewußtsein der identischen Person, d. h. des ökonomischen Subjekts, des männlichen Bürgers. Diese Erziehung zu Selbstbewußtsein und Autonomie betraf aber nur den Mann, genauer: den männlichen Erben. Neben der autonomen Person steht die unterdrückte, unglückliche, gehemmte als ihr Opfer, steht der Ausgestoßene und der ruinierte Kon-

1 Horkheimer, „Theoretische Entwürfe über Autorität und Familie: Allgemeiner Teil“; in: Studien über Autorität und Familie, p. 71.

2 Th. W. Adorno/W. Dirks (Hrsg.): Soziologische Exkurse, p. 121.

3 Die Frage, warum der Mechanismus einer derartigen Autoritätsübernahme so fugenlos funktionieren konnte, führt in das Gebiet der Psychoanalyse; vergl. dazu: Jung, Die Bedeutung des Vaters für das Schicksal des Einzelnen, auch: Marcuse, Eros und Kultur (bes. Erster Teil, Kapitel II und III). Jung schreibt dazu: „Wie ein höheres Schicksal leitet die Elternmacht das Kind. (...) Der Grund und die Möglichkeit einer derartigen Entwicklung liegen in der Tatsache, daß das Kind ein anererbtes System besitzt, welches das Vorhandensein von Eltern und deren mögliche Einwirkung antizipiert. Mit anderen Worten: hinter dem Vater steht der Archetypus des Vaters, und in diesem präexistenten Typus liegt das Geheimnis der Vatergewalt.“ (p. 34/35).

kurrent, stehen Mädchen und Frau.⁴ „Die Verzweiflung von Frauen und Kindern, der Raub an ihrem Lebensglück, die materielle und psychische Ausbeutung infolge der ökonomisch begründeten Vormachtstellung des Vaters hat in den letzten Jahrhunderten nur in höchst begrenzten Perioden, Regionen und sozialen Schichten weniger auf der Menschheit gelastet als im Altertum.“⁵ Die Frau kam in ihrer Beziehung zum Gatten selbst in den günstigsten individuellen Fällen de facto kaum über die Rolle des lebenden Eigentums hinaus. Sie war immer der Wahl des anderen preisgegeben, hatte sich seinem Willen zu fügen und dem eigenen zu entsagen. Selbst die Entscheidung, Nein zu sagen, war auf wenige Gelegenheiten beschränkt und fast immer mit Konflikten verbunden. Dieser andere war es, der, wie man sagt, die Frau wählt, die Ehe schließt und die Frau nimmt. Er durfte sexuelle Befriedigung fordern. Das Recht auf Lust lag immer auf der Seite des Mannes, die Frau durfte nur geben und gewähren, nie selber verlangen — wenn sie es dennoch tat, machte sie sich zur Dirne. Ihr Geschlecht, insofern es nicht nur für den anderen und zugleich ein Instrument der Procreation war, sondern für sie selbst und seine Ansprüche geltend machte, war zu verbergen wie ein schwärender Aussatz. Der gute Ruf als Ehefrau und Mutter stand auf dem Spiel. Persönliches Glück war nur durch Anpassung und Unterwerfung zu erkaufen, nie durch Forderung zu erlangen. Für eine scheinbare und nie ungefährdete Harmonie hatte die Frau den Preis der Selbstaufgabe zu zahlen; gerade dadurch wurde sie zum Geschöpf des Mannes und „doppelt sein Eigentum“. Diese Dialektik verbirgt sich noch in den harmonischsten Bildern, in denen die bürgerliche Familie ihre sittliche Rechtfertigung auszudrücken versuchte; geradezu apollinisch aber in den unübertroffenen Versen der Friederike Kempner: „Wie glücklich bin ich, ruft sie leise, — ‚Auch ich, sagt lauter ihr Gemahl, — ‚Es macht mich deine Art und Weise — Sehr stolz auf meine gute Wahl.‘“ Das Gedicht hat den bezeichnenden Namen „*Der Kontrast*“.

Das Autoritätsverhältnis ist als die der bürgerlichen Familie im ganzen zugrundeliegende Struktur anzusehen. Es ist das Prinzip, das die Beziehungen der Einzelnen innerhalb der Familie regelte. Jedoch ist hinzuzufügen, daß dieser Typus einer autoritär strukturierten patri-

4 Diese Thematik hat die bürgerliche Literatur des 18., 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts — von Defoes Moll Flanders, Smolletts Roderick Random und Fieldings Tom Jones bis zu Thomas Mann und Brecht — durchgehend beschäftigt.

5 Horkheimer, a. a. O., p. 56.

archaischen Kernfamilie sowohl schichtspezifischen⁶ als auch historischen⁷ Modifikationen unterworfen war. So hat die Niederlage der deutschen Bourgeoisie in der Revolution von 1884 zu einer Verstärkung der Repression innerhalb der Familie geführt: bürgerliche Autorität, die in ihrer politischen Emanzipation gescheitert war, zog sich schmolend in den Bereich des Privaten zurück und errichtete die Banner ihrer Macht, die auf den Barrikaden nicht geweht hatten, über Ehebett und Kinderstube. So wurde die Erziehung innerhalb der Familie immer mehr zum Instrument bedingungsloser Unterordnung und Unfreiheit. In ihren eigenen Prinzipien entband die liberale Gesellschaft die Mächte, die zu ihrer Auflösung in den faschistischen Staat führen sollten.

Autorität, Familie und Gesellschaft

Die Beziehung der Familie zur bürgerlichen Gesellschaft ist bereits angedeutet worden. Eine nähere Bestimmung kann mit der Kategorie des *Hauses* gegeben werden. War damit im Frühkapitalismus noch ein spezifischer Sinn verknüpft, nämlich der einer großfamilialen Wirtschaftsgemeinschaft, so erhielt der Begriff im Laufe der Zeit eine weitaus allgemeinere Bedeutung: er definierte den Ort der Familie innerhalb der gesellschaftlichen Gesamtheit, indem er sie als Sphäre des Privaten und Humanen der bürgerlichen Konkurrenzgesellschaft gegenüber abgrenzte und dem Privateigentum, um das die Familie zentriert war, einen Ausdruck sittlicher Rechtfertigung zu verleihen versuchte.⁸

Diese Beziehung war also ambivalent in ihrem Prinzip. Ihre Ambivalenz bestand darin, daß die Familie *erstens* die Funktion besaß, die Basis des Staates und der Gesellschaft zu sein,⁹ d. h. als Vorbereitungsinstitution für die Einfügung des Einzelnen in Gesellschaft und Staat zu dienen; *zweitens* in einem Gegensatz zur Totalität der Gesellschaft stand, insofern sie eine Instanz der Unmittelbarkeit und Intimität war, d. h. ein Ort persönlicher Beziehungen, die nicht durch den Markt vermittelt wurden. Damit aber war sie eine Enklave der Humanität — wenn auch einer sehr relativen und unterdrückten —

6 König, *Family and Authority*, p. 114.

7 König, a. a. O., p. 112.

8 Vergl. dazu: Hegel, *Grundlinien der Philosophie des Rechts*, § 169 — § 171.

9 Vergl. dazu: Marcuse, „Theoretische Entwürfe über Autorität und Familie: Ideengeschichtlicher Teil“; in: *Studien über Autorität und Familie*. Marcuse schreibt: „Gesellschaft und Staat sind von der Aufgabe der ersten ‚peremptorischen‘ Sicherung des Eigentums entlastet, da diese Aufgabe schon von der Familie übernommen wird. Mit diesen ihren Funktionen geht in der Folgezeit die Familie als ‚Basis‘ des Staates und der Gesellschaft in die bürgerliche Soziologie ein.“ (p. 185).

innerhalb der totalen Verdinglichung des Menschen durch die kapitalistische Ökonomie. So stand die Familie nicht nur in einem fördernden, sondern auch in einem antagonistischen Verhältnis zur bürgerlichen Gesellschaft. In dem irrationalen Moment der natürlichen Verwandtschaft, das nie ganz ins Prinzip der Autorität aufgelöst werden konnte, waren Hoffnungen wach, die nicht nur romantisch ins Feudalistische zurückgingen und dem Faschismus Vorschub leisteten, sondern die nach konkreter Emanzipation drängten, Hoffnungen, die so groß waren, daß sie erst in einer sozialistischen Gesellschaft hätten eingelöst werden können. „Wenn durch den Kultus der Familie (...) die in der Realität Unterdrückten und zu Opfern Gezwungenen mit dem Heiligenschein freiwilliger Opferbereitschaft und Güte ausgestattet wurden, so zollte man dabei den Unterworfenen nicht bloß Lippendienst, sondern verlieh ihnen die Idee einer Würde, die schließlich als Menschenwürde zur Emanzipation drängte; es konkretisierte sich darin der Gedanke der Gleichheit der Menschen, des realen Humanismus.“¹⁰ Durch das Scheitern der bürgerlichen Revolution jedoch und das Ausbleiben einer proletarischen, blieb die Familie lediglich als Produzentin autoritären Verhaltens wirksam.¹¹ Das Moment der Irrationalität, das ihr konstitutiv war und einen Gegensatz zur Rationalität der industriellen Gesellschaft, die auf Herrschaft durch totale Berechenbarkeit aller Beziehungen tendiert, bildete, wirkte lediglich als Instanz gesellschaftlicher Anpassung, die dafür sorgte, daß der Produktionsprozeß umso reibungsloser funktionierte. Es schlug sich gesellschaftlich nur als Irrationalität der autoritativen Instanzen nieder und wurde damit zum Garanten nicht nur männlicher Autorität, sondern der kapitalistischen Eigentumsverhältnisse überhaupt, die zu autoritativen, ja sittlichen Werten hypostasiert wurden. Durch die im Zuge dieses Prozesses produzierte Mentalität wurde jede progressive Revision der gesellschaftlichen Verhältnisse unterbunden, nicht nur in Theorie und politischer Praxis, sondern auch in Gefühl und Phantasie: der Bürger kann es sich nicht vorstellen, daß es anders sein könnte, heute noch weniger als jemals zuvor. Dieses Moment der Irrationalität, einmal seiner progressiven Tendenz beraubt und total in das rationale System bestehender Herrschaft integriert, führt in logischer Verlängerung zum modernen Faschismus, der es zum Prinzip totaler Herrschaft erhebt, gerade mit dem Ziel, jede Veränderung der Eigentums-

¹⁰ Soziologische Exkurse, p. 124.

¹¹ Horkheimer, a. a. O., p. 61.

verhältnisse, denen er seine Entstehung verdankt, zu verhindern.

Konkrete und abstrakte Autorität

Der Faschismus kann es sich leisten, der Familie den Schein gesellschaftlicher Autonomie, die sie in der bürgerlichen Gesellschaft tatsächlich besaß, zu belassen, gerade darum, weil er das ihr inhärente Prinzip irrationaler Autorität zum System erhebt. Dadurch erst gelingt ihm die Zerstörung familialer Selbständigkeit umso gründlicher, und umso willensloser läßt sich der Einzelne in das System totaler Herrschaft eingliedern. Wo Autonomie dem Anschein nach gewahrt ist, kann deren Liquidation fugenlos vor sich gehen; dem Einzelnen bleibt nicht einmal mehr die Möglichkeit der Erkenntnis dessen, was mit ihm geschieht und darum auch nicht die des Protests; ihm wird selbst das Bewußtsein, Opfer zu sein, genommen. Freiheit, die sich bei offener und von außen kommender Unterdrückung und bei konkreten Autoritäten noch dadurch entfalten konnte, daß sich das Individuum an diesen Instanzen stieß und das Bewußtsein einer Differenz zwischen Erhofftem und Gebotem geweckt wurde, wird erst dann total nivelliert, wenn autoritäre Instanzen gar nicht mehr als solche erfahren werden können, weil ihnen jede Konkretion und Vorstellbarkeit fehlt, d. h. wenn Autorität abstrakt wird. Die Autorität der bürgerlichen Familie war, trotz ihrer Irrationalität, immer eine konkrete: es war dieser und jener Vater oder Gatte. Die Autorität des Führers, in den die Züge des bürgerlichen Vaters und Gatten eingehen, hat bereits jede faktische Personalität, d. h. Tangibilität, die Bedingung für die Konkretion von Autorität wäre, aufgegeben. Die Aura, mit der er sich umgibt, entzieht ihn dem Humanen und Konkret-Personalen: er ist kultisches Subjekt und nicht mehr ökonomisches, er zeigt sich den Einzelnen nicht persönlich, sondern vermittelt durch Massenmedien und Sportpalast — d. h. Kultraum —, er erscheint als Ferne und nicht, wie der pater familias, als Nähe. Mit ihm ist keine Auseinandersetzung, nicht einmal persönliche Zustimmung, sondern nur Identifikation möglich, selbst diese nicht unmittelbar, sondern durch Teilnahme am Ritual, als Volksgenosse. Zu ihm wird nicht gesprochen, sondern an ihn wird geglaubt. So ist die Autorität des faschistischen Führers keine konkrete, sondern abstrakt, aber von einer solchen Abstraktion, die sich noch einmal personal zusammenzieht und in einem Subjekt, der mythischen Repräsentanz der Rasse oder Nation, sammelt,

Der Faschismus ist die dauernde innere Bedrohung der kapitalistischen Demokratien, solange diese ihre ratio essendi, das ökonomische Prinzip der Konzentration des Kapitals in den Händen Einzelner, nicht aufgeben. Während die abstrakte Autorität faschistischer Herrschaft noch in einem kultischen Subjekt lokalisierbar ist, also noch einmal, in der gekennzeichneten Weise, personalen Charakter besitzt und für denjenigen, der sich der Perfidie des Systems entzieht, leicht zu durchschauen, so ist die Abstraktheit der autoritativen Mächte im Herrschaftssystem der kapitalistischen Demokratien bei dem gegenwärtigen Stand der Produktionslage prinzipiell weder in eine bestimmte Autorität zu lokalisieren noch überhaupt vorstellbar. Die autoritativen Instanzen der bürgerlichen Familie spielen heute, da eine schlechte Öffentlichkeit alles mit dem Stempel des Immergleichen geprägt hat, keine entscheidende Rolle mehr für die Entwicklung des Einzelnen;¹² die Familie selbst, die als Residuum noch geduldet wird, führt nicht mehr als eine Randexistenz. Mit der Liquidation aller spezifischen Differenzen durch Industrie und Institutionen ist auch die Differenz zwischen Familie und Gesellschaft negativ aufgehoben, damit aber die letzte Instanz zerstört, die nicht nur Herrschaft legitimierte, sondern auch Liebe und rechtliche Gesinnung zu erzeugen imstande war. „Unter der großen Industrie wird die Liebe kassiert. Der Zerfall des mittleren Eigentums, der Untergang des freien Wirtschaftssubjekts betrifft die Familie: sie ist nicht länger die ehemals gerühmte Zelle der Gesellschaft, weil sie nicht mehr die Basis der wirtschaftlichen Existenz des Bürgers abgibt. Die Aufwachsenden haben die Familie nicht mehr als ihren Lebenshorizont, die Selbständigkeit des Vaters verschwindet und mit ihr der Widerstand gegen seine Autorität.“¹³ Keineswegs aber ist die heutige Gesellschaft imstande, die erzieherische Funktion des Vaters zu ersetzen.¹⁴ Die sogenannte Emanzipation der Frau, die wie die des Proletariats durchgeführt zu sein scheint, ist nicht mehr als ihre Eingliederung in die Uniformität des Systems, dessen Systematik den Einzelnen nicht einmal mehr das Bewußtsein der allgemeinen Repression gestattet, weil weder Auflehnung noch Hoffnung, zugelassen sind. Das Ziel des Faschismus: totale Abstraktion der Herrschaft, um Herrschaft total zu etablieren, ist de facto erreicht.

12 Vergl. dazu: König, a. a. O., bes. p. 125.

13 Horkheimer/Adorno, Dialektik der Aufklärung, p. 129.

14 Vergl. Soziologische Exkurse, p. 126 f. und p. 128.

Die Frau an der Universität

ihr Bild, wie es den Männern und ihr selbst erscheint¹

Zur Zeit, als unter den Hochschullehrern von vier westdeutschen Universitäten eine Erhebung über die Probleme der deutschen Universität² gemacht wurde, bezeichneten folgende Zahlen die Häufigkeit der Frauen an den Universitäten der Bundesrepublik:^{3 4}

	insgesamt	davon Frauen
Studierende	77 067	16 496
Nichtabilitierte		
wiss. Assistenten	3 120	344
Nebenamtliche Lehrkräfte	1 274	97
Nichtordinarien	1 804	53
Planmäßige Professoren	1 500	9 ⁵

Diese bemerkenswerte Häufigkeitsverteilung der Frauen in der Hierarchie der Universität bildet den Hintergrund der Befragung und ihrer Ergebnisse.

Nachdem die Studienmotive der Studierenden erfragt worden waren, wurde Auskunft darüber verlangt, ob die genannten Motive in gleicher Weise für Studenten und Studentinnen gälten. Den Antworten, die keine bemerkenswerten Unterschiede nennen, stehen mehr als doppelt so viele gegenüber, die einen zum Teil sehr erheblichen Gegensatz für gegeben halten. Nach Meinung dieser Dozenten benutzen die Studenten die Universität zu dem Zweck, eine Berufsausbildung, höhere soziale Geltung oder wirtschaftlich-materielle Sicherung zu erlangen; die Studentinnen hingegen sähen in der Universität den standesgemäßen Heiratsmarkt und im erlernten Beruf bei ausbleibender Heirat eine Rückversicherung; ihr Berufsstreben wird als gering, entsprechend ihre anderen Motive mit ernsthaften Studienabsichten kaum vereinbar eingeschätzt.⁶

1 Drei Untersuchungen liegen zugrunde. Hans Anger, Probleme der deutschen Universität, Tübingen 1960; Hermann Vetter, Zur Lage der Frauen an den westdeutschen Hochschulen, in Kölner Zeitschr. f. Soziologie und Sozialpsychologie, 13. Jahrg. 1961, Heft 4, S. 644-660; Habermas, Friedeburg, Oehler, Weltz, Student und Politik, Neuwied 1961.

2 Anger, siehe Anm. 1, op. cit.

3 Zahlen entnommen aus dem Zitat bei Anger, op. cit. S. 476.

4 Den Quellennachweis siehe dort Anm. 4; 4) Die Verhältnisse haben sich bis heute nicht wesentlich verändert.

5 Die 9 zählen zu den außerordentlichen Professoren bei 0 ordentl. Prof.

6 Anger, a. a. O. S. 462.

Auf die Frage, ob es zu viele oder zu wenige Studentinnen gäbe, antwortet ein junger Naturwissenschaftler: „Das regelt sich ganz von selbst. Es sind weder zu viel noch zu wenig. Wieviel gibt es denn überhaupt? ... Was sagen Sie? 20 Prozent? Doch so viele? Das ist ja schrecklich! Aber die heiraten ja doch wieder weg. Sie sind nur eine unnütze Belastung der Universität.“⁷

Das „Wegheiraten“ wird zugleich positiv (dann stören sie nicht mehr) beurteilt und gerügt: sie haben den Studenten die Plätze weggenommen und den Staat viel Geld gekostet.⁸ Mit Rücksicht auf die durchweg als ungünstig bezeichneten Berufsaussichten der Studentinnen — mit Ausnahme des Lehrerinnenberufs — wird die Meinung vertreten, eine entsprechende Heirat könne die Ambitionen einer Studentin womöglich viel besser erfüllen als ein akademischer Beruf.⁹ Anger schreibt, daß auf die Frage, ob es zu viele oder zu wenige Studentinnen gibt, eine Antwort wie die folgende schon als ausgesprochen positiv gelten müsse, wenn sie auch nur in sehr vorsichtiger Weise Toleranz fordere:

„Das ist schwierig zu beantworten. Kann es eigentlich zu viele geben? Man soll sie durchaus studieren lassen. Aber ich habe keinen Überblick sonst.“¹⁰

Nach den Unterschieden zwischen den Leistungen der Studenten und Studentinnen befragt, berühren die meisten auch die Fähigkeiten der Studentinnen. Dabei traten sehr häufig Widersprüche auf zwischen den Aussagen über die Leistungen und denen über die Fähigkeiten. Was darauf schließen läßt, „daß Stellungnahmen dieser Art häufig nicht von einem einheitlichen Bezugssystem aus erfolgen; in erster Linie ist hier vermutlich an eine Diskrepanz zwischen Frauenstereotyp (den „typisch weiblichen“ Fähigkeiten, U. D.) und Erfahrung (mit den tatsächlichen Leistungen, U. D.) zu denken.“¹¹ Die Beurteilung der Fähigkeiten ergibt folgendes Bild:

Frauen sind überlegen in Fleiß, Lerneifer, Sorgfalt, Gewissenhaftigkeit (47 mal erwähnt); in Gedächtnis, Lernfähigkeit, Rezeptivität (12); sonstige Vorzüge (0); sie sind unterlegen in Denkfähigkeit, Kritikvermögen, Intelligenz (49); in schöpferisch-produktiven Fähigkeiten, Phantasie (20); in Initiative, Selbstvertrauen, Selbständigkeit (15); sonstige Schwächen oder Mängel (30). 59 „positiven“ Äußerungen stehen 114 negative gegenüber.¹²

Nun „läßt sich schon heute mit Bestimmtheit sagen, ... daß die Lehre vom „physiologischen Schwachsinn des Weibes“¹³ ... jeder empirisch gesicherten Grundlage ent-

7 a. a. O. 465.

8 a. a. O. 466.

9 a. a. O. 468.

10 a. a. O. 469.

11 a. a. O. S. 477.

12 a. a. O. S. 476.

behrt". Trotzdem wirkt diese Lehre als stereotyp gegen die Erfahrung mit den Leistungen der Frauen weiter und bewirkt „auf erzieherisch-sozialem Wege zweifellos sogar eine gewisse Selbstbestätigung“.^{14 15}

Um ihre Meinung gefragt, warum es so relativ wenige weibliche Hochschullehrer gäbe, antworten die meisten Dozenten mit ähnlichen Gründen, wie sie sie zur Beurteilung der Leistung der Studentinnen anführen. Daß sich die Frau nicht „durchsetzen“ könne, daß es ihr an „Stimmstärke“ mangle und an physischer Kraft, um den Hochschullehrerberuf durchzustehen, wird zusätzlich erwähnt.¹⁶ Üblicherweise werden Antworten gegeben wie folgt:

„Weil der eigentliche Beruf der Frau Frau und Mutter zu sein ist. Alles andere ist nur Notbehelf, wesensfremd. Ihrer Natur nach will die Frau mehr geborgen sein als große und öffentliche Verantwortung übernehmen.“

„Ich sage es knapp und klar: Der Frau liegt das Auftreten auf dem Katheder nicht. Das ist ein sekundäres Geschlechtsmerkmal. Sie kann nicht öffentlich auf dem Katheder auftreten.“

„Weil zu einem Hochschullehrer die ganze Fülle einer männlichen Begabung gehört. Die Frau wird durch den langen Weg bis zum Ordinariat ihres weiblichen Wesens beraubt und physisch zerrieben. Die kluge Frau exponiert sich nicht so.“

„Qualitätsfrage. Geistigkeit ist ein Privileg der Männer. Wenn die Frau Geistigkeit in gleichem Ausmaß besitzt, dann fehlt ihr etwas anderes. Sie ist dann keine Frau mehr.“

„Die Frau basiert zu sehr auf dem Gefühlsleben. Das ist auf der Universität aber völlig ausgemerzt. Deshalb gibt es dort auch keinen Platz für Frauen.“¹⁷

Anger weist darauf hin, daß Frauen, nimmt man diese Antworten wörtlich, gar keine Lehrerinnen an Hochschulen sein können. Selbst wenn sie es sind, so sagt einer der Befragten, dann seien sie „wie die Erfahrung zeigt, höchstens biologisch noch als Frauen anzusprechen“.¹⁸

Eine kleine Gruppe von Dozenten gibt aber als Ursache an, daß an den Fakultäten und allgemein in der Gesellschaft ein Vorurteil gegen die Frau als Hochschullehrer-

13 Dr. P. J. Möbius, Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes, Halle, 12. Aufl. 1922.

14 Anger, a. a. O. S. 454.

15 Das zeigt sich in dem Bild, das die Studentin von sich selber hat, wie es in der Untersuchung von Vetter herausgearbeitet wurde. Siehe unten.

16 Anger, a. a. O. S. 480.

17 Alle Zitate a. a. O. S. 481.

18 a. a. O. S. 482.

in herrsche, das für die geringe Häufigkeit der Frau in diesem Beruf verantwortlich sei. In derselben Gruppe ließen sich keine Diskrepanzen zwischen den Urteilen über die Leistung und denen über die Fähigkeit der Studentinnen feststellen, allerdings auch kein *positives* Frauenstereotyp. Daraus ergibt sich die Vermutung, daß diese Gruppe verhältnismäßig wenig Vorurteile hegt, weshalb man, wie Anger schreibt, „dem Argument dieser Professoren, daß bei der Ablehnung der Frau als Hochschullehrerin bestimmte Voreingenommenheiten der Universität oder der Gesellschaft eine entscheidende Rolle spielen“, besondere Beachtung schenken muß.¹⁹

Beim Vergleich der Stellungnahmen zu anderen Fragen der Universität mit denen zur Frauenfrage ergab sich in der Untersuchung, daß Gegnerschaft zum Frauenstudium, Ablehnung einer menschlich-erzieherischen Funktion der Universität, kaum Erwähnung der Aufgabe der Universität gegenüber Öffentlichkeit und Gesellschaft, und Neigung zur Unterstützung der Korporationen alten Stils zusammenfallen. Trotzdem, schreibt Anger, „bleibt die Möglichkeit offen, daß die Einstellung zu den Korporationen alten Stils gleichsam als ‚dritter Faktor‘ einen Teil der oben beschriebenen Korrelationen erklären könnte: fast alle Gruppen, die lehrenden oder studierenden Frauen besonders skeptisch gegenüberstehen, so die naturwissenschaftliche, die medizinische und die katholisch-theologische Fakultät, die Vertreter eines ‚einseitigen‘ Fachstandpunktes, und die ‚anti-politisch‘-nationale Gruppe, sowie die an der studentischen Selbstverwaltung desinteressierten Professoren zeigen ihrerseits eine deutliche Häufung korporationsfreundlicher Tendenzen.“²⁰ Für die oben beschriebene, vergleichsweise vorurteilsfreie Gruppe gilt in fast allen Punkten das Gegenteil.

Hermann Vetter²¹ prüft in seiner Untersuchung die Grundhypothese, daß das oben beschriebene Frauenstereotyp unter den Studierenden wie auch in der Gesamtgesellschaft vorhanden sei. Die Hypothese wird bestätigt: in der Studentenschaft (mindestens der Heidelberger und Mannheimer Hochschulen) ist in nicht zu vernachlässigendem Umfang ein patriarchalisches Frauenstereotyp vorhanden, „das von den Studentinnen in bemerkenswertem Maß geteilt wird“. Diese Aussage soll hier besonders interessieren. In gleicher Weise wie die Studenten hielten die Studentinnen die Eigenschaften, die für Beruf und Studium prädestinieren für typisch männliche Eigenschaften, nämlich: Sachlichkeit, Führungsquali-

19 a. a. O. S. 494. 20 a. a. O. S. 499. 21 Siehe oben Anmerkung 1.

täten, logisches Denken, Verständnis für größere Zusammenhänge, Organisationstalent, geistige Produktivität, Urteilsfähigkeit, Selbständigkeit, Sinn für das Wesentliche, Zielstrebigkeit, Zuverlässigkeit, und zwar in dieser Reihenfolge abnehmend, — bis auf „Sinn für das Wesentliche“, das von erheblich weniger Studentinnen als typisch männlich bezeichnet wurde. Als für Beruf und Studium weniger gut geeignet bezeichneten beide Geschlechter fast übereinstimmend die „typisch weiblichen Eigenschaften“ wie: Ausdauer bei Routinearbeit, Intuition, schöngeistige Interessen, Neigung zum Auswendiglernen, Fleiß, Phantasie, Bereitschaft zur Unterordnung, Anpassungsfähigkeit, Einfühlungsvermögen, Instinkt-sicherheit, Gefühlsbezogenheit und zwar in dieser Reihenfolge zunehmend (also das Letzte als das am meisten Typische). Eine Ausnahme hinsichtlich der Wichtigkeit für den Beruf bilden lediglich Anpassungsfähigkeit und Einfühlungsvermögen, hinsichtlich des Studiums der Fleiß.²²

Aus dem durch die Untersuchung zutage geförderten Sachverhalt zieht Vetter den Schluß: „Es handelt sich also nicht so sehr um ein Vorurteil, das von den Betroffenen als solches empfunden würde, und gegen das eine bedeutendere geistige Rebellion herrschte. Die Frauenemanzipation scheint also — jedenfalls auf dem von uns untersuchten Gebiet — zur Zufriedenheit beider Seiten ein Stück unterhalb ihres ursprünglichen Zieles zur Ruhe gekommen zu sein.“

Anger findet auch bei der Dozentin eine äußerst skeptische Beurteilung des eigenen Geschlechts. Er wendet darauf die Erkenntnis der Soziologie an, „daß allgemein verbreitete Einstellungen und Vorurteile der Gesellschaft in bezug auf bestimmte Teilgruppen ... von den Angehörigen dieser Gruppen zum Teil selbst assimiliert und vielfach sogar dann übernommen werden, wenn sie ausgesprochen negativen Charakter haben. Auch die Frauenfrage scheint in unserer Kultur manche Aspekte eines typischen Minderheitsproblems aufzuweisen, wobei sich die Definition der männlichen Majorität in der Gesamtgesellschaft natürlich nur an der historisch und traditionell bedingten Vormachtstellung und der damit verknüpften leitbildprägenden Kraft dieser Gruppe, nicht an den tatsächlichen Zahlenverhältnissen orientieren kann. Für den Bereich der Universität tritt freilich schon in der Zusammensetzung der Studentenschaft, vor allem aber in der Personalstruktur des Lehrkörpers, der Einfluß einer absoluten zahlenmäßigen Überlegenheit des männ-

22 Die Eigenschaften waren den Befragten vorgegeben.

lichen Geschlechts hinzu, der die wenigen Frauen, einem bekannten sozialpsychologischen Mechanismus gemäß, umso mehr als ‚Fremdkörper‘ erscheinen läßt, je seltener sie sind.“²³

Stimmt es, daß die Betroffenen das Vorurteil nicht mehr als Vorurteil empfinden, sondern daß sie es assimiliert haben und als Eigenschaft an sich selbst erkennen, was ist dann Emanzipation gewesen? Sie befreite die Frauen aus der Lage, in der sie bloße Objekte der männlichen Herrschaft waren, und führte sie in umso sicherere Unterwerfung unter die Herrschaft, indem sie diese mit allen ihren besonderen historischen Eigenschaften als das Prinzip anerkannten, das die Welt regiert.

Bestätigung findet sich in den Antworten der Studentinnen in der Befragung der Frankfurter Studentenschaft.²⁴ Der Typ des politischen Habitus, der als „unpolitisch“ charakterisiert ist, wird besonders von den Studentinnen repräsentiert. Die Haltung wird beschrieben als Indifferenz, der man keinerlei Abwehr ansieht, „die wüßte, wem sie den Rücken kehrt“.²⁵ „Der Diskriminierung (der Politik und der Politiker) fehlt die Schärfe einer affektiv besetzten Abwehr; sie resultiert aus einer Parteinahme für den persönlichen Lebensbereich, der sich nach Maßstäben der Sittlichkeit zu regeln scheint, und nicht in erster Linie aus einer moralistischen Parteinahme gegen Politik als schmutziges Geschäft. Umso größer ist die Neigung, vor der Politik, mit ihr und ihren Vertretern konfrontiert, wie vor einer unzugänglichen Autorität Haltung anzunehmen, oder gar im Bewußtsein der eigenen Inkompetenz ihr voreilig zu vertrauen.

„Aber so, als kleines Mädchen, ohne allzu viele Geistesgaben, laß ich die Finger davon.“ (Philologin, 6. Sem.) Mißtrauische Ablehnung und vertrauensvolle Unterwerfung gehen oft ineinander über.“²⁶

„Ordnung“, „Lenkung“, „Steuer“, „Richtschnur“ für die Menschen, so erscheint ihnen die Politik; all das in die Hand zu nehmen, seien die Politiker da. Sie können die Politiker nicht leiden, meinen aber, sie seien nötig, um „den Staat zu erhalten, die Nation“. „Ein paternalistisches Regiment kommt erfahrungsgemäß den Bedürfnissen der Unpolitischen entgegen“, ergänzt Habermas.²⁷ Es soll nicht gesagt sein, daß nur Studentinnen so denken; es erwies sich nur, daß viele, wenn nicht die meisten von ihnen so denken. Und mit wem teilen sie diese Einstellungen? Mit den ärgsten Gegnern des Frauenstudiums, unter denen sich entschiedene Gegner der

23 Anger, a. a. O. S. 488.

24 Siehe Anm. 1, Habermas . . .

25 Habermas, a. a. O. S. 76.

26 a. a. O. S. 82.

27 a. a. O. S. 82/83.

Emanzipation (der Frau wie jeder anderen Emanzipation) finden.

Die Lage der Frauen an der Universität ist gewiß alles andere als rosig. Aber was läßt sich tun? Läßt sich die „mißtrauische Ablehnung“ schärfen durch das Bewußtsein der mißlichen Lage? Läßt sie sich schärfen durch die Erkenntnis, daß in ihrer autoritären Haltung die Frau jener Autorität Anerkennung zollt, die ihren Freiheitsanspruch unterdrückt und mit Handkuß gleichzeitig davon ablenkt, daß sie es tut? Von welcher Art ist denn die Intelligenz, das logische Denken, das der Frau nicht zuerkannt wird? Ist es die Vernunft überhaupt oder nicht vielmehr jene besondere, die Frauen und Kinder in Gaskammern schießt oder zu Krüppeln zerstrahlt? Muß ein Staat von solcher Vernunft „erhalten“ und „gelenkt“ sein? Wer hätte mehr Anlaß, daran zu zweifeln, daß dies alles so sein muß, als die unter der Herrschaft dieser „Vernunft“ so verachteten Frauen an der Universität? — Nun hilft freilich das Erkennen nicht viel, wenn man aus ihm nichts für die Veränderung der Zustände lernen kann. Es ist wahr, daß gegen die Anonymität des herrschenden Systems wenig auszurichten ist. Der konkrete Herr Kommilitone jedoch ist in Reichweite.

Frauen verdienen viel weniger

Frankfurt a. M., 28. Februar (FR-Bericht). Rund 43 Prozent aller beschäftigten Angestellten sind Frauen. Das geht aus einer von der IG Metall zusammengestellten Übersicht hervor. In der Gruppe der kaufmännischen Angestellten macht der Anteil der Frauen sogar mehr als die Hälfte aus. Jedoch werden die Frauen immer noch vorwiegend mit untergeordneten Tätigkeiten beschäftigt. Während zum Beispiel nur 28 Prozent der männlichen Angestellten unter 500 Mark verdienen, sind in dieser Gehaltsgruppe 86 Prozent aller Frauen. Nach den letzten vorliegenden Zahlen betrug der durchschnittliche Monatsverdienst eines männlichen Angestellten Ende 1959 genau 658 Mark, der einer weiblichen Angestellten nur 397 Mark. Nur 1,5 Prozent aller weiblichen Angestellten verdienen mehr als 750 Mark.

„Frankfurter Rundschau“ 1-III-62

Zum Frauenbild der Illustrierten

Gemeint ist hier jener Typ der Frauenillustrierten wie *Constanze, Brigitte, Praline, Film und Frau* u. a., deren appetitlich zubereitete Nummern wöchentlich oder 14-tägig Tausenden von Frauen modische und kosmetische Informationen, haushaltstechnische Tips, Ratschläge in Fragen Liebe, Ehe, Kindererziehung sowie Unterhaltung verschiedener Art anbieten. In vertraulich plauderndem Ton macht sich die Illustrierte zur erfahrenen Freundin und Ratgeberin, die der jungen berufstätigen Frau vom Genre der Sekretärin — auf deren Einkommensverhältnisse und Sozialprestige ist sie zugeschnitten —, aber auch der Hausfrau und Mutter zu sagen sich anheischt, was deren Leben ausmache, indem ihr weitaus größter Teil der *Differenzierung und Komplizierung des Konsums* dient — vom Büstenhalter bis zum Eisschrank, von der Urlaubsreise bis zum Bestseller —, und während sie gleichzeitig den Anspruch erhebt, den Alltag der Frau zu repräsentieren, macht sie sich weitgehend zum Manipulationsinstrument der Industrie, die an der Frau allein als Kundin, als Konsumentin, interessiert ist. Während es kaum eine reine „Männer“-Illustrierte mit nennenswertem Absatz gibt, dafür aber eine Fülle dieser Frauenzeitschriften am Gängelband der Wirtschaftsreklame, bedient sich die Illustriertenpresse des alten Stereotyps vom arbeitenden Mann und der konsumierenden bzw. im Konsum tonangebenden Frau; und dies mit umso mehr Resonanz, als das Motto: „Der Mann hat das Geld, die Frau den Geschmack“ um den Aspekt erweitert ist, daß auch viele Frauen inzwischen Geld haben. Hier wird die in der Gesellschaft wirksame Schablone, wie eine Frau zu sein und wie sich selbst zu verstehen hat, vermittelt und fortentwickelt, indem Bedürfnisse am Leben gehalten, neue produziert, bestimmte Verhaltensweisen zum Muster gemacht werden — und alles als genuin der Frau zugehörig suggeriert wird. Im Zugschnitt auf den Sekretärinentyp wird sie gerade über ihren Anspruch, die *moderne Frau zu sein*, vereinnahmt und manipuliert.

Mit welchen Vorstellungen von der Frau arbeitet nun diese Manipulation, welche Leitbilder kreiert sie? In welcher Weise definiert schon der Charakter der Themenauswahl den Lebensbereich der Frau? Welche werden als ihre Probleme ausgegeben, und wieviel lassen deren Lösungsvorschläge vom Anspruch realer Emanzipation der Frau übrig?

Eine Stichprobe durch sechs Nummern der meistgelesenen deutschen Frauenillustrierten ergab, daß unter den rund 180 Artikeln, Reportagen, Berichten kaum etwas zu finden war, das über Fragen des Privatlebens hinausgehend allgemein politisch-gesellschaftlich informierenden Charakter hatte. Ein Interview eines japanischen Professors als Verfechter der Geburtenkontrolle (selbstverständlich *nur* als japanisches Problem gesehen!) und eine Reportage über Fremdarbeiterinnen in Deutschland wären hier als einzige Beispiele zu nennen, die jenseits des Rahmens des bloß Persönlichen, Privaten lagen. Der Bewußtseinshorizont der Frau scheint eng wie je; die Differenzierungen der äußern und innern Aufmachung der Persönlichkeit Frau als die die Leserin sich angesprochen sieht, nehmen so zu, daß die Hefte immer dicker werden, das Leben der Frau scheinbar immer reicher sich gestaltet — es ist aber zu fragen, welche Veränderung des weiblichen Selbstbewußtseins der Mannigfaltigkeit expandierender Formen der Bedürfnisbefriedigung entspricht.

„Schönheit ist für alle da“, heute hat es keine Frau mehr nötig, häßlich zu sein, heißt die Parole des Hollywooder Kosmetik- und Ernährungsspezialisten Gayelord Hauser. Vielleicht liegt in dieser Idee, in der Aufforderung an jede Frau, schön zu sein — wenn man einmal absieht von dem Interesse, dem sie sich nur zu bald dienstbar macht —, der beste, der modernste Teil des hier propagierten Leitbildes von der Frau. Endlich ist Schönheit nicht mehr bloßes Schicksal, das angeborene oder das idealisierte Mysterium der Wenigen — sie ist entmythologisiert worden, als reale Chance für alle konkretisiert in der geschickten Anwendung materieller Mittel; die komplizierte Schönheitsrezeptur von einst ist, vereinfacht und leicht in der Handhabung, im Kaufhaus zu haben. Sei schön, sagt Hauser, d. h. liebe Deinen Körper, er ist ein wertvolles Instrument, und liebe Dich selbst! Dies der kleinbürgerlichen Hausfrau und Mutter zu sagen, bedeutet radikale Absage an ihr resigniert-vernachlässigtes Erscheinungsbild, das das Korrelat jener Innerlichkeit war, mit der sie ihr eheliches Eingesperrtsein und die Mühe ihrer Mutterschaft kompensierte. Es formuliert

einen Anspruch und eine Art Selbstbewußtsein, das auch über den Tag der Eheschließung hinaus wirksam sein könnte. Die sich ihrer selbst als schön und begehrenswert bewußte Frau stellt sich eher als die Innerliche, die es auch heute noch allenthalben gibt, ihrer Funktionalisierung in der Ehe als einem Versorgungsinstitut entgegen. Schönheit, so propagiert, in Verbindung mit Selbstbewußtsein der Frau und einem positiven Bewußtsein von Körper und Sinnlichkeit, könnte einem neuen Verständnis von Liebe, von Sexualität, aufhelfen. Es hieße aber der Konsumpropaganda erliegen, hielte man die Realisierung dieses Wunschbildes für ihr wirkliches Ziel.

Disposition zur Frigidität

Die Veräußerlichung, die Lust am Materiellen, am Sinnlichen, die jene Parolen zu betreiben scheinen, bleiben im Ornamentalen stecken; sie lösen sich verschämt auf, wo sie nicht mehr als Feigenblatt des mächtigeren Interesses fungieren: dort, wo sie (vgl. die Artikel über „Probleme“ etc.) Rollenbewußtsein und Selbstverständnis der Frau zu ändern drohen. Schönheit ist nicht für sich, für die Lust — sie ist zur Ware geworden, nicht nur käuflich, austauschbar, sie ist Konkurrenzmittel geworden im Beruf und in der Partnerwahl, genannt Liebe, die nach der „sicheren Position mit Mann“ Ausschau hält. Die Aufforderung, schön zu sein, ist zum Diktat geworden, dessen Nichtachtung Ausschluß vom Erfolg bedeutet. Dem Mythos vom Erfolg, den die Werbeslogans der Reklame in der Brutalität der Verkürzung durchsichtig machen, wird sanfter, verschleierter auf jeder Illustriertenseite in gleicher Weise gehuldigt. Die Befreiung, die das „Seid schön!“ und das „Macht Euch das Leben leichter!“ versprechen, ist an die Ketten des Leistungs- und des Konsumzwanges gelegt. Die Freude darüber, alles haben zu können, soll die Angst nach sich ziehen, nicht genug zu haben. Die so reich an Chancen scheinende Veräußerlichung hat die Frau unter das Gesetz einer sie verdinglichenden Schablone gezwungen, nach der sie sich ständig bewertet sieht. Immer perfekt, immer adrett, immer anziehend, so heißt es von der Frau im Berufsleben. Benötigt werden *Taurische* den ganzen Tag, die *makellose Haut*, die *garantiert sitzende Frisur*, das *dauerhafte Make-up*, das *nie knitternde Kleid* — Vollkommenheit, Dauerhaftigkeit, Unantastbarkeit in Permanenz: die Imitation (die fehlerlose) der Schablone wird zum anstrengenden Wettlauf mit den Differenzierungen, die die Industrie ständig mit jener vornimmt. Der Wettlauf setzt sich fort, vom Büro in die Bar; die

Freizeit wird der Frau zur Verlängerung der Arbeit, auch dort fügt sich ihre Schönheit denselben Erfordernissen wie im Beruf, denen der um Erfolg bemühten Konkurrenz. „Bewunderung ist meßbar“, heißt es in der Reklame einer Badeanzugfirma — hier kommt die bittere Konsequenz der diktierten Schönheitsbemühung zum Vorschein. Jeder Blick der konsumorientierten Umwelt kann sie einstufen, schätzt ihre Qualität ab, begrenzt ihre Erfolgchancen. Oder in der Sehweise der von der Industrie so getauften *twens*: mit der „duften Biene“ sich zu zeigen, bedeutet Prestigegewinn. Drittrangig ist gegenüber der *Repräsentation*, wie „dufte“ sie lieben oder wie „dufte“ sie denken kann: allein die cleverness, den Busen zum Verschwinden zu bringen oder ihn zu betonen, je nachdem ob die Hepburn oder die Loren das Ideal der Saison ist, entscheidet über ihren Wert und die ihr entsprechend zugemessene Bewunderung. Ist Verworfenheit up to date, bemüht sie sich um ein übernächtigt verschleiertes Augen-Make-up, ob sie übernächtigt ist oder nicht. So hat sich die Schönheit — sexuell frustierend in dem Maße, wie sie den Konsum sexualisiert — der allgemeinen gesellschaftlichen Ausbeutung zugeschlagen. Die immerwährende Sorge um Freiheit von Achselweiß und um die hochtupierte Frisur, die rundum zu erstrebende Perfektheit, schaffen eine Atmosphäre, die zur Frigidität disponiert.¹

Die Industrie und die Illustrierten engen die Frau ein auf das, was sie eh und je war: die Schöne. Erst als die Schöne entdeckt, verehrt oder begehrt, ist die Frau in die Literatur eingegangen; ihr Bild war orientiert an der Erscheinung der wenigen Privilegierten, die Muße für die Pflege ihrer Vollkommenheit hatten: an der *vrouwe* der Minnesänger, an der *maitresse* des Potentaten, am luxuriösen Besitz des reichen Bürgers. In der Ideologie der Illustrierten erscheint die Schönheit der Frau — als deren Charakteristikum bestätigt — zwar als von ihrer Verknüpfung mit dem Privileg befreit, aber nicht als demokratisiert, eher als totalitarisiert. In ihr wird Chancengleichheit vorgetäuscht, um alle am *Wettlauf um den Erfolg via Konsum* zu beteiligen.

Bezeichnend für diese Illusion der Chancengleichheit ist ein bestimmter Stil von Reportagen über Filmstars und ähnliche Arrivierte, den die auf die mittelständische Leserin zugeschnittene Illustrierte bevorzugt: der Star wird

¹ Wie der Perfektionierung des für die Umwelt Sichtbaren eine Infantilisierung des für jene Unsichtbaren, die Tendenz des in primitiver Genußlosigkeit versandenden Fünfminuten-Coitus, korreliert, und wie der Frau durch arbeitsmäßige Überlastung und falsche Ideologie erst recht jede Emanzipation zur Liebe unmöglich gemacht wird, wäre einer eigenen Untersuchung wert.

dargestellt als genau der Typ der „an sich“ bescheidenen, adretten jungen Frau mit kleinen Sorgen, kleinem Glück und der lieben Gewohnheit, zu Hause gern simple Jeans und kein Make-up zu tragen, mit dem sich auch die Leserin identifiziert. Der einsame Courths-Mahler-Traum des Dienstmädchens, das sich als Gräfin wähnt, wurde abgelöst von der Traumlosigkeit der Illustriertenideologie, die jede gesellschaftliche Existenz als die im Grunde gleiche vortäuscht. Vom Nagellack bis zur Spülmaschine sind die Miniaturhoffnungen der Illustrierten jeweils an der oberen Grenze des für das Einkommen der Angestellten-Leserin Erreichbaren angesiedelt. Als Detail ist jedes erreichbar, an der Befriedigung der gesamten Bedürfnisse wird man ein Leben lang zu tun haben. Auch die Mode zeigt sich, um möglichst alle zu Kundinnen machen zu können, als *chic und praktisch*. Luxuriöse Extreme — der Pelzmantel aus Nerz oder das kostbare Nachtgewand, zu dessen Ausbreitung das Boudoir einer countess gehörte — sind aus den Seiten dieses Illustriertentyps verschwunden.

So dient die Schönheitsreklame außer der Verschönerung unseres Straßenbildes zweierlei: sie fördert die *Unruhe* der Frau als *Konsumentin*, die *Angst*, um das Ungenügen ihrer Ausstattung für den *Konkurrenzkampf* in Beruf und Liebe, die *Ablenkung* aller Energien in den Konsumbereich; andererseits schafft sie absolute *Beruhigung* — Neutralisierung durch Desinteresse — und Bewußtlosigkeit der Frau als Subjekt der Gesellschaft. Auf die gesellschaftliche Situation der Frau bezogen; ihr derart manipuliertes Bewußtsein stützt die Stabilität eines Zustandes, in dem sie als Mensch, beteiligt an und mitbestimmend in der Öffentlichkeit, nur formal geduldet wird.

Die Anpassung an die modische Schablone übt die gesellschaftliche ein. Gegenüber der Schönheit als Charakteristikum der Frau, als ihrem vorrangigen Besitz und als dem spezifischen Machtmittel ihres Geschlechts — so zeigt es sich hier — verblassen alle ihre möglichen übrigen Eigenschaften zu nicht näher ausgeführten Vokabeln wie Tüchtigkeit, Intelligenz, Charme. Wird von der Frau im Beruf gesprochen, dann verliert neben den Ausführungen über das Wie der Aufmachung, das Was der Tätigkeit an Bedeutung. Dem Beruf wird naiv nicht mehr Sinn zugemessen, als daß er die Überbrückungszeit bis zur Ehe füllt bzw. eine Ausbildung bietet, auf die in späteren ehelichen oder außerehelichen Notzeiten zurückgegriffen werden kann. Soweit noch immer allgemein die Vorstellung herrscht, das ganze Sinnen und Trachten

„der“ Frau sei letztlich auf die Liebe gerichtet, soll aber heißen: Ehe und Mutterschaft, wird implizit ihre Berufstätigkeit in den Bereich des ihr im Grunde „Wesensfremden“ verwiesen. Damit verliert aber auch die Betonung der Selbständigkeit der Frau an innerer Glaubwürdigkeit; erwächst sie doch in erster Linie aus ihrer durch *Arbeit* gewonnenen ökonomischen Unabhängigkeit vom Mann. Auch die Illustrierte vertritt das allgemeine Ressentiment, wie es in der Umgangssprache zum Ausdruck kommt, nach der die Frau im Beruf ihren „Mann“ stehen muß. Brutaler wird es in der Aussage eines Professors formuliert, der, nach dem Grund seiner negativen Einstellung gegenüber der Frau an der Universität befragt, gemäß Protokoll lächelnd antwortete:

*„Weil der eigentliche Beruf der Frau Frau und Mutter zu sein ist. Alles andere ist nur Notbehelf, wesensfremd. Ihrer Natur nach will die Frau mehr geborgen sein als große und öffentliche Verantwortungen übernehmen.“*²

„Er soll mir überlegen sein!“

Die Chance für das Selbstverständnis der Frau, die möglicherweise die Veräußerungsideologie der Schönheitspropaganda hätte bereithalten können, wird dort, wo sie diskutiert werden könnte — in der Beantwortung der Leserbriefe, in den Problemartikeln —, vollends abgeboten. Entweder wird die Omnipotenz des Konsums noch ausdrücklicher weisgemacht: da findet etwa die Klage eines jungen Mädchens, daß es bereits 20 Jahre alt sei und doch noch keinen Freund habe, als Antwort den weisen Rat, fürderhin ein Desodorant zu benutzen! — Oder aber das Glück wird in der Retraite in die Innerlichkeit versprochen, in Gemüt, Gefühl, im Sinn für Ehe und Mütterlichkeit.

Symptomatisch sind die Artikel, die sich jeweils den Problemen der Frau widmen. Den wirklichen Fragen — mögen sie auch der Leserin noch nicht bewußt geworden sein — einer Neuorientierung ihrer Rolle als Geliebte, als Berufstätige und als Mutter, einer kritischen Diskussion über die Ehe etc. — wird peinlich ausgewichen. Im äußersten wagt man sich an die Aufdeckung von Ressentiments, die längst als solche entlarvt sind. Was helfen aber der an der Untreue des Mannes verzweifelnden Frau sporadische Appelle an ihre Vernunft, Würde, Selbstachtung, wenn man ihr nicht zu einem rationaleren Gesamtverständnis ihrer selbst und ihres Verhältnisses zu ihrem Mann verhilft?

Die Autorin eines Artikels, betitelt mit: *„Er soll mir*

² Anger, Probleme d. dtsh. Universität, Interview N. 757, S. 431.

überlegen sein!", weist sich zunächst als Bescheid wissend mit dem Hinweis aus, daß sie gewiß Simone de Beauvoir gelesen habe, um dann umso beharrlicher den gängigen Stereotypen das Wort zu reden:

„Der Mann ist von Natur aus der Frau an Körperkraft überlegen, er denkt schneller und reagiert sachlicher — Eigenschaften, die ihn zum Führen befähigen —. Er ist der Fordernde, der Erobernde — keine Gleichberechtigung wird daran etwas ändern. Es ist ein Ur-Instinkt, der ihn treibt, der gleiche Ur-Instinkt, der auch in den klügsten und unabhängigesten Frauen die Sehnsucht hervorruft, sich einem Mann zu unterwerfen. Ob Brunhilde oder Kleopatra, Turandot oder Penthesilea — in dem Moment, in dem sie lieben, sind sie unterlegen und wollen es auch sein.“ Gerade die „weiblichen Eigenschaften“ seien heute hervorzukehren: „das bißchen Hilflosigkeit und Geheimnis“; „Selbständigkeit“ nur da, „wo es notwendig ist“, Tüchtigkeit nur so, daß sie den Mann nicht „beschämt“ usw.

So erscheint z. B. die Studentin, die vielleicht am ehesten als Typ ihr Engagement an der Sache glaubhaft machen könnte, gern in Kurzgeschichten als jenes hilflose, bebrillte, ungeschminkte, fehlmotivierte Geschöpf, das, bald einsichtig werdend, in den Armen des Helden happyendet, nachdem er ihr durch vorherige zärtliche Abnahme der Brille zu den rechten Lebensperspektiven verholfen hat. Mit der Rationalität der Frau ist es bestellt wie mit der der Kinder: sie wird als „altklug“ und dilettantisch diffamiert.

„Ich hasse es, wenn Frauen in Gesellschaft neunmal klug daherreden, obgleich sie es nicht sind, wenn sie aus Geltungsbedürfnis oder Gleichberechtigungssucht ständig fachsimpeln müssen, wenn sie meinen, überall mitreden zu können...“ so beschreibt ein Autor unter der Überschrift *„Die ideale Frau“* das, was er an jener nicht mag. Der Autor hat recht: ich würde sie auch hassen, wenn es genug dieser Sorte Frauen gäbe, daß sich das Hassen lohnen würde. Bis jetzt aber glänzt die Leserin, an die er sich wendet, bei jedem (Männer-)Gespräch durch Schweigsamkeit; sie wird es weiterhin tun, um die Furcht bereichert, andernfalls sogleich der verschiedensten böartigen Bedürfnisse und Süchte (s. o.) bezichtigt zu werden. Von der klugen Frau heißt es stets, sie sei zurückhaltend klug. Ihr Geschick, ihre Rationalität zu verbergen, erweist sie als die kluge Frau; Rationalität, so sie sie hat und im Beruf auch gebrauchen muß, darf privat nur „da“ sein, sich nicht zeigen, nicht aktiv werden, nicht bestimmend für ihr Bild sein.

Die Liebe aber erscheint nur noch als Zärtlichkeit, als seelisches Verstandenwerden, als Versorgtwerden; von Erotik, von Sexualität, ist sie streng gereinigt. Wie die Schönheit nicht freigesetzt ist für die Liebe, sondern in den Dienst des Wettrennens um den Erfolg bzw. den Mann des Erfolges gestellt wird, so spiegelt sich in den Patterns der Liebe, in den Bildern und Vokabeln, die sie beschreiben, das Ergebnis jenes angezielten Erfolges: die Spannungslosigkeit des Besitzens bzw. Besessenwerdens. In dem einzigen Beitrag, der sich in einem ganzen Jahrgang einer Frauenzeitschrift zum Thema sexuelle Liebe zu äußern versprach unter dem Motto: „*Es geht nicht ohne Sex-Appeal!*“, heißt es:

„Geistiger Sex-Appeal ist auch das, was Männer gern die weiblichen Schwächen nennen, etwa die Unlogik der Frau, ihre rein gefühlsmäßige Reaktion, das Sichhinwegsetzen über Vernunftsgründe, die sie nicht wahrhaben will. Mitunter treibt es den Mann zur Verzweiflung, wenn er auf diese Mauer weiblicher Inkonsequenz stößt. Aber ein anderes Mal findet er den entwaffnenden Mangel an starrer Logik entzückend und denkt sich: Gott bewahre uns vor logischen Frauen! So gesehen ist die weibliche Eigenschaft alles andere als eine Schwäche. Eine Frau, die von Beruf Amtsrichterin ist und im Dienst streng objektiv und sachlich zu sein hat, muß wenigstens im Privatleben unlogisch sein, sonst fehlt ihr — jedenfalls für mein Empfinden — das typisch Weibliche, genannt Sex-Appeal.“

Der Begriff des „geistigen Sex-Appeals“ zeigt, wie das „Wesen“ der Frau auch unlogisch, kapriziös, gefühlgebunden zu bleiben hat, wenn die Wirklichkeit (die Amtsrichterin) dies fragwürdig macht.

Die „Innerlichkeit“ der Frauenzeitschrift, in der die Existenz der Genitalzone bedeutungslos ist, korreliert mit der klotzigen, auf den bloßen Genitalreiz angelegten Sexualität überdimensionaler Pin-up-Girls, die die Seiten der auf Männerpublikum zugeschnittenen Illustrierten füllen. Beide bedingen und stützen einander. Das Bild der Frau bleibt dabei strenger als zuvor geteilt, einerseits in den propagierten Typ der versorgenden, verstehenden, *angepaßten (Ehe-)Frau*, andererseits in den verschwiegenen Typ der sich der Liebe widmenden *Geliebten* (der, als Hoffnung, in der Prostituierten enttäuscht wird) und schließlich in den diffamierten Typ der Intellektuellen, die als Intelligenzbestie sich geschlechtslos genug zeigt, daß man die Zusammenarbeit und Unterhaltung mit ihr wagen kann.

Kampf ums neue Weib

Programm der Frauenbewegung

Das Weib liegt unten, es wird seit langem dazu abgerichtet. Ist immer greifbar, immer gebrauchsfähig, ist die Schwächere und ans Haus gefesselt, Dienen und der Zwang zu gefallen sind im weiblichen Leben verwandt, denn das Gefallen macht gleichfalls dienstbar. Das Mädchen mußte durch Ehe versorgt werden, so saß es auf der Stange, hatte auf den Mann zu warten. Oder fing mit List und sich selber als Köder Männer ein, blieb auch dann unmündig, ohne Jagdschein. Gelang der Fang nicht, oder war die Jungfrau zu wählerisch, dann kam zum Schaden ein dürrer Spott: das Weib rangierte als alte Jungfer. Sexuelles Leben, wenn vorhanden, wie meist, durfte nicht gezeigt werden, Beruf galt bis in untere kleinbürgerliche Schichten hinab als anstößig. Aber beherzte Mädchen und Frauen zogen einen anderen Schluß, Träume begannen vom neuen Weib. Um 1900, ein wenig vorher und nachher, flackerte hier ein Licht auf, das seinen Reiz behält. Das freie Mädchen meldete sich an, ebenso aber auch die Männliche, beide nicht mehr geneigt, unterdrückt oder auch unverstanden zu sein. Der beginnende Zerfall des bürgerlichen Hauses, der wachsende Bedarf an Angestellten erleichterten oder begründeten diesen Weg ins Freie. Neue Liebe, neues Leben wurden verlangt, die Liebe durchaus als selbstgewählte, auch unabgestempelte. Aber wichtiger, sicher stärker bestätigend schien der Zugang zum öffentlichen Leben, zum Beruf. Die Sehnsucht war, sich auszuleben, glückliche Vergluckung war nicht mehr das Ziel. Dieses lag vielmehr außerhalb der familiären Grenze, außerhalb jeder, die das Weib bisher bestimmt hatte, indem sie es eingengt hatte. Das bürgerliche Mädchen, das seinen Unterhalt noch nicht zu verdienen brauchte, war hierbei von den ärmeren wie den kühneren Weibern verschieden. Letztere hatten mit der Familie meist gänzlich gebrochen und trugen die Folge; sie bezogen die männliche Linie, die des Berufsmenschen, ganz. Die höheren Töchter, die es nicht mehr sein wollten, überspannten sich nur, doch anders ging die Männliche vor, die Führende von damals, die beginnende Stimmrechtlerin. Absicht dieser Protest-

lerin war unbewußt und sehr oft bewußt; aus der Art zu schlagen; männliche Überlegenheit zu erlangen. Ein un-leugbarer Männerhaß setzte sich hier sonderbar zusammen: aus Haß der Unterdrückten und widerwilliger An-erkennung zugleich; von daher der Neid, die Nacheife- rung, ja der groteske Wille, zu überbieten. Leiden am eigenen Geschlecht machte dafür anfällig, und das eigene Geschlecht wiederum sollte zum Sieg geführt werden, gegen sich selbst. Dieser gebrochene Wunsch hinderte nicht, daß die Protestlerin von damals dem Ruf nach dem neuen Weib die Kühnheit gab und erhielt. Auch das freie Mädchen löderte nun, wie sonst nur Jünglinge, und die Männliche schärfte, in ihrem neuen Schnitt, durchaus den Traum, auf andere Art Weib zu sein.

Es zeigte sich aber, das aufsässige Leben blieb nicht lange frisch. Je mehr Arbeitskräfte gebraucht wurden, desto weniger hatte das sogenannte freie Mädchen Platz, desto weniger hatte die Protestlerin Anlaß, es zu sein. Die bürgerliche Jungfrau kam als erwerbstätige auf die eigenen Füße, doch sie wurde dadurch nur scheinbar un-abhängiger. Statt Recht auf selbstgewählte Liebe, freies Leben kam die Öde des Büros, meist mit untergeordneter Stellung dazu. Kaum war das Stimmrecht errungen, so hatte das Parlament weniger zu sagen als je zuvor; kaum gingen den Frauen die Hörsäle auf, so begann die Krise der bürgerlichen Wissenschaft. Zugleich war das Kapital, wenn es den Frauen „Berufe erschloß“, daran interessiert, alles Freiheitslustige zu beseitigen, gar alle Nachbarschaft zur gründlichen Emanzipation, zur soziali- stischen. Da standen nun die zahmeren Führerinnen auf: Helene Lange, Marie Stritt, zuletzt Gertrud Bäumer, alle für Bewegung ohne „Auswüchse“. Die Auswüchse waren um 1900 die sezessionistischen gewesen, der Haß gegen juste milieu. Das neue Weib hatte damals seine Wasser- rosen- und Sonnenblumen-Utopie zusammen mit dem Jugendstil-Mann; es war eine bohèmehaft-literarische, doch eben deshalb keine zahme. Der Hintergrund er- träumter Frauenzukunft war mit festlich-dionysischen Revolutionsbildern erfüllt, von denen ein Menschenalter später wenig mehr als die Befreiung vom Korsett und das Recht zu rauchen, zu wählen und zu studieren übrig- blieben. Als Bebel 1879 „Die Frau und der Sozialismus“ schrieb, erkannte er das Weib als die erste Unterdrückte, früher unterdrückt als der männliche Sklave, und die Frauenfrage war noch aufrührerisch und epatant. Doch bald danach, als die Löffel erobert waren, fehlte der Hirsebrei; und die bürgerliche Frauenbewegung vertrat nun das Recht, sich vom Sozialismus rein zu halten.

Helene Lange kämpfte für das Ziel, daß die Leitung der höheren Mädchenschule einer Frau übergeben werden sollte. Marie Stritt war zufrieden mit „Frauenbildung—Frauenstudium“ überhaupt, Gertrud Bäumer sah die Erfüllung des neuen Weibs im Staatsbürgertum der Weimarer Republik. All das war der Bewegung nicht an der Wiege gesungen worden, weder von den Suffragetten noch auch von den frühesten Champions des zweiten Geschlechts. Ist doch die Bewegung, welche die organischen wie politischen Grenzen des Weibs utopisch vorrücken will, wirklich so alt wie der Freiheitskampf selbst. Statt auf den Jugendstil beschränkt zu sein, reicht diese Bewegung von den athenischen Ekklesiazusen, die Aristophanes verspottet hat, in die ottonische Zeit, in die Renaissance und ihre virago, in die Programme des Sturm und Drang, ins Junge Deutschland des Vormärz. Die leidenschaftliche Mary Wollstonecraft hatte 1792 ein Grundbuch über Frauenrechte veröffentlicht, das die Menschenrechte von damals radikal aufs Weib anwandte. George Sand hatte die Julirevolution von 1830 mit der Frau in Verbindung gesetzt, ja ein Satz aus ihrem Roman „Le meunier d'Angibault“ setzt, anders als die „Töchter der amerikanischen Revolution“ (die zur reaktionärsten Gruppe Amerikas gehören und nicht auf Amerika beschränkt sind), auch der Frauenbewegung Umsturz an den Horizont: „Die gewaltige, furchtbare Erschütterung aller egoistischen Interessen muß die Notwendigkeit einer allgemeinen Veränderung gebären.“ Ganz erstaunlich ist eine deutsche Pionierin aus dem Vormärz: Luise Otto, eine rote Demokratin. Sie war es, die 1848, als die Revolutionskämpfe ausbrachen, die erste deutsche Frauenzeitschrift gegründet hat, mit dem Motto: „Dem Reich der Freiheit werb ich Bürgerinnen.“ Die erste Nummer erklärt diesen Bürgerinnen: „Wenn die Zeiten gewaltsam laut werden, so kann es nicht fehlen, daß auch die Frauen ihre Stimme vernehmen und ihr gehorchen.“ 1865 rief Luise Otto die erste Frauenkonferenz nach Leipzig, gründete den Allgemeinen Deutschen Frauenverein und setzte durch, daß auch die Vertretung der Arbeiterinnen und ihrer Rechte zum Programmpunkt wurde. Aber der bürgerliche Freisinn, vor 1871 noch so hitzig, wurde im Kaiserreich sehr bald staatserhaltend; ein Verein der Frauen, die wußten, was sich ziemt, ermäßigte sich besonders. Das Reich der Freiheit fand als politisches unter den Bürgerinnen wenig Bürgerinnen, die Freiheit zerbrach ihnen nicht an der Geschlechts-, sondern an der Klassenschanke. Die Klassenschanke zeigte sich deutlich 1896, mithin im Frühlicht des neuen Weibs und sei-

nes Freiheitskampfs, sie zeigte sich beim Streik der Berliner Konfektionsarbeiterinnen. Der Frau war die Beteiligung an politischen Verbänden gesetzlich verboten; eine Entrechtung, gegen die die radikalen bürgerlichen Frauen an erster Stelle vorgingen. Aber die gleichen bürgerlichen Frauen nahmen damals dieses Gesetz als Handhabe, um die streikenden Arbeiterinnen im Stich zu lassen; — die Klassenschanke durchschneidet die Ansprüche des Herzens oder der scheinbar allgemein-weiblichen Solidarität. Also ist die Frauenfrage eine Funktion der sozialen Frage; wie dies bereits der George Sand im Sinn lag. So auch fast allen früheren Utopisten: Thomas Morus verlangte völlige Gleichstellung, Fourier lehrte, der Grad der weiblichen Emanzipation sei das natürliche Maß der allgemeinen Emanzipation in einer Gesellschaft. Ein Staat, der nach unten als Papua auftritt, wird auch die Weiber von der Unmündigkeit nicht ausnehmen können, nicht einmal von der vergoldeten in der herrschenden Schicht.

Zu fragen bleibt bei alledem, was sich in dem weiblichen Aufbruch bewegt. Eben das Geschlecht bewegt sich darin, jedoch als eines, das sozial vortritt und bestimmt sein will. Falsch ist selbstverständlich, daß nur die alte Jungfer oder auch die Männliche aufbegehrt hätten. Es war überwiegend weibliche Jugend, die in den neunziger Jahren von der merkwürdigen Bewegung ergriffen worden ist. Alte Jungfern und Männliche hat es jederzeit gegeben, aber viele Jahrhunderte lang schwieg das Weib in der Gemeinde. Und die Frauenrevolte, obwohl sie dazwischen immer wieder vorfiel, hatte bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts keine Breite. Sie gewann erst Anhang, auch durchaus soziale Utopie, als eben der kapitalistische Bedarf an Produktionskräften ihr Freipaß gab; als das Interesse an Freizügigkeit auch diese Art Leibeigene löste. Nach dem, was sich im weiblichen Aufbruch bewegt, nach den *verschütteten* oder *fern-möglichen* Inhalten des Geschlechts, wurde hierbei allerdings sowenig gefragt, wie das Kapital insgesamt nach den unverwertbaren Qualitäten seiner Angestellten fragt. Gemessen wurde nach Leistungen, vom Weib kam schließlich nur noch die Schmiegsamkeit in Betracht, die schon vor dieser sogenannten Emanzipation im Männerrecht vorhanden und geschätzt war. Sie taugte zu schlecht bezahlten Posten, zu freiwilliger Subalternität; die Frauenbewegung wurde auch von daher platt. Ja, eine unleugbare Nüchternheit des Weibs, die der Marienkult so gewaltig nicht wahrhaben wollte und die auch utopisch nicht vorbestimmt ist, wurde durch die kapitalistische Versach-

lichung prämiert. Und politisch hat sich durchs Frauenstimmrecht in der Tat nichts geändert, als daß die Stimmen aller bisherigen Parteien sich verdoppelt haben. Die Reaktion erhielt sogar etwas mehr als Verdoppelung; von explosiven oder auch nur sonderlich humanen Impulsen durchs politische Weib ist bürgerlich nichts verspürbar. Die Bürovorsteherin hat so besiegt, was der Liebhaber nicht ohne Grund an den ersten gedichteten, variierten Frauenbildern der Emanzipation sah, an Ibsens Nora, Hauptmanns Anna Mahr („Einsame Menschen“), Wedekinds Franziska. Also wurden in der bürgerlichen Frauenbewegung allerdings nicht die Inhalte des Geschlechts manifest: und doch waren sie von Anfang an gemeint wie vorher nie, und doch wurden sie von den Gegnern der Emanzipation abgelehnt, als ginge die Bewegung nicht auf die Bürostunde, worin sie umkam, sondern als wäre sie eine Erinnerung an *Carmen* hier, an *Antigone* dort; ja eine utopische Beschwörung der *Hetärenzeit* hier, des *Matriarchats* dort; und vor allem als wäre die Frauenbewegung diejenige einer spezifischen menschlichen Ganzheit und Fülle, welche sich doch ebendeshalb, in ihren fern-möglichen Inhalten, mit dem seelenlosen kapitalistischen Betrieb, als dem Todfeind von Kunst wie Frau, nicht verträgt. Der bürgerlich-männliche Haß gegen die Frauenbewegung zeigt all diese Motive immer wieder e contrario, entwertend, an; und sowohl am billigsten als auch am ambivalentesten wirkte hierbei die Entwertung der Frau zur Hetäre, mit gleichzeitiger Reduzierung darauf, Stabilisierung darin. Völlig besessen ging in dieser Richtung Weininger vor (*Geschlecht und Charakter*, 1903): W, das Weibliche, ist danach die ichlose, gedächtnislose, treulose Geilheit schlechthin, die völlige Gegenrasse zu Jesus im Menschen oder der Reinheit. *Carmen* erscheint so als ein echtes Weibwesen, das in Kultur nicht laut geworden und in gekommener Sitte nicht zu Hause ist; „Das Bedürfnis, selbst koitiert zu werden, ist das heftigste Bedürfnis der Frau, aber es ist nur ein Spezialfall ihres tiefsten, ihres einzig vitalen Interesses, das nach dem Koitus überhaupt geht: des Wunsches, daß möglichst viel, von wem immer, wo immer, wann immer koitiert werde... Und diese Eigenschaft des Weibes, Gesandte, Mandatarin des Koitusgedankens zu sein, ist auch die einzige, welche in allen Lebensaltern da ist und selbst das Klimakterium überdauert: das alte Weib verkuppelt weiter, nicht mehr sich, sondern die anderen“ (I. c., S. 351 ff). Und noch wilder: „Die Erziehung des Weibs muß dem Weibe, die Erziehung der ganzen Menschheit

der Mutter entzogen werden" (1. c., S. 471); denn nur die Frau als Hetäre ist die Wahrheit, die Frau als Madonna ist eine Schöpfung des Mannes, nichts entspricht ihr in der Wirklichkeit. Soweit der vehementeste Frauenhaß, den die Geschichte kennt, eine einzige Anti-Utopie des Weibs, mitten in der Sezessionszeit, auch während der beginnenden Verharmlosung zur grauen Reformschwester, Eben an diesem Abgrund der Verneinung erhellt aber zugleich, was in der Frauenbewegung an Unbekanntem, Unversachlichtem sich bewegt. War sie doch selber als Emanzipation der Menschheit vom Weib gedacht, das ist: vom bisher lautgewordenen Weib. Ihre Grundfrage war allemal die nach den Grenzen des Geschlechts, und ob es überhaupt diese Grenzen gebe; ob das Weib die Geschlechtsschranke, wenn nicht überspringen, so zur Staffel machen könne, die zu versteckten unbetretenen Inhalten der Menschheit selber führt. Überspannte Träume zweifellos, auf ein Erwachen der halben Erde abgezielt, doch mit historisch-sozialem Tiefgang, mit eben jenem, den Weiningers Hetärenhaß wider Willen gewittert hat. Grundsätzlich, ihrer erweisbaren Utopie nach hielt die Frauenbewegung in der Tat *Carmen*, also erinnertes *Hetärentum* in Gang, jedoch dazu eben das Wesen *Antigone*, die zweite Primitive vor der Männerwelt; erinnertes *Matriarchat*. Beide Lebensformen liefen ja der patriarchalischen voraus: die regellose Vermischung der Geschlechter, welche der Sammler- und Jägerstufe entsprach, das Mutterrecht mit dem Prinzipat der Frau und Erde, welches der Ackerbaustufe entsprach. Beide Erinnerungen lebten in der Frauenbewegung, ausgesprochen wie unausgesprochen, wieder auf, besetzten archaisch-utopisch unausgefüllte Phantasie. Die hetärische Zeit wurde von Bachofen aus mythisch-ornamentalen Sumpfsymbolen (Schilfrohr, Dschungel) gedeutet, die matriarchalische aus Nacht- und Erdsymbolen (Mond, Höhle, Ähre). Die hetärische Zeit, mit austauschbarer Weiber- und Männergemeinschaft, lag vor der Ehe, die matriarchalische setzte Ehe mit der Zuordnung der Familie, ja der gesamten Gemeinschaft zur Mutter. Indem Bachofen diese Verhältnisse entdeckte und sie, über das historisch Erweisliche hinaus, zweifellos verklärte, sprach er nur aus, was der darauffolgenden Frauenbewegung als archaische Utopie vordämmerte: dionysisches Leben hier, Wiedergewinnung der Demeter-Nacht dort. Beide Lebensformen sind einer „Sprache des Schoßes“ zugeordnet, welche in der Welt des Männerrechts später nicht mehr laut wurde, es sei denn in mänadenhaften Durchbrüchen oder in Tributen des strengen Herrenrechts ans ebenso

ältere wie mildere der Bona Dea. Mythos der *Liebhabin* klingt daher bei Bachofen so: „Ihr ist Helena, die nicht darum so reich ausgestattet, daß sie, nur Einem zu ausschließlichem Besitz dahingegeben, verwelke, das große Vorbild jedes sterblichen Weibs, das Sinnbild jeder dionysischen Frau.“ Und Mythos, besser: archaische Utopie der Frau als *Walterin* meldet sich bei Bachofen so: „Dasjenige Verhältnis, an welchem die Menschheit zuerst zur Gesittung emporwächst, das der Entwicklung jeder Tugend, der Ausbildung jeder edleren Seite des Daseins zum Ausgang dient, ist der Zauber des Muttertums, der inmitten eines gewalterfüllten Lebens als das göttliche Prinzip der Liebe, der Einigung, des Friedens wirksam wird“ (Vorrede zum Mutterrecht). Geschlecht ganz unbeendeter Art, eines, das nicht-kapitalistisch erinnert und sozialutopisch weiter bestimmt sein wollte, bewegte sich also in der Frauenbewegung durchaus, sie war nicht auf alte Jungfern und Männliche beschränkt. Sie war voll unversachlicher, in den bisherigen Sachlichkeiten nicht mehr und noch nicht lautgewordener Erwartung. Die Frau hatte, nach so langer Unmündigkeit, die feine Anmaßung, eine vergangene wie nie gewordene Insel der großen Mutter ins Patriarchat einsetzen zu wollen.

Die Bewegung ist zugleich veraltet, ersetzt und vertagt, alles mit Grund. Sie ist *veraltet*, weil sie bürgerlich offene Türen aufgestoßen hat, hinter denen dann doch nichts war. Die geschlechtslose Arbeitsbiene ist nicht das Ziel, zu dem man angelaufen ist, bürgerlich geht nun nichts mehr weiter. Es ist belanglos, ob das Weib dem Mann gleichwertig ist, wenn beide Angestellte eines Betriebes sind, der sie überhaupt nicht wertet, sondern auspreßt. Die Bewegung ist *ersetzt*, weil ein Kampf gegen die Geschlechtsschranke armselig wird ohne Kampf gegen die Klassenschranke. Die Arbeiterin fühlt sich nicht von den Männern ihrer Schicht benachteiligt, sowenig wie der jugendliche Arbeiter von Erwachsenen als solchen; in der proletarischen Frauenbewegung wiederholt sich so ein wichtiges Moment der proletarischen Jugendbewegung. Der halbkoloniale Status des Weibs im allgemeinen kann von denen nicht eigens beweint werden, die, wie der Arbeitermann, selber, wenn nicht noch mehr, als Kulis gehalten werden. Die Arbeiterin mißt sich mit den armen Arbeitern vereinigt an den reichen Frauen und Männern, und die, alte Sozialdemokratie vertrat bereits den Programmsatz: „Die Frauenfrage fällt zusammen mit der Arbeiterfrage.“ Die Sowjetunion kennt keine Frauenfrage mehr, weil sie die Arbeiterfrage gelöst

hat; wo Herr und Knecht aufhören, verschwindet auch die Unterschicht: Weib. Zum dritten freilich besteht, als eigenes *Inhaltsproblem*, das Geschlecht fort, das die Frau weiltäufiger, aber auch unentschiedener bestimmt als den Mann (Gottfried Keller sprach von der „unergründlichen Halbheit des Weibes“). Dies macht, daß die Frauenbewegung, auch wo sie durch die proletarische ersetzt ist, doch nur *vertagt* ist. Soll heißen: Das in den bisherigen Männergesellschaften so wenig geklärte, so wenig über die bloße Familie hinaus bestimmte Geschlechtswesen Weib tritt als Problem auch hinter der ökonomisch-sozialen Befreiung wieder hervor, Gerade der Untergang der weiblichen Unterdrückung schafft, per se ipsum, nicht den Untergang des weiblichen Inhalts. Liebhaberin, Mutter, gar versachlichtes Arbeitswesen haben diesen Inhalt noch nirgends ausgeformt oder gar in seinen utopischen Möglichkeiten erschöpft. Er ist auch in den noch so poetisch verdichtetsten Kategorien Liebhaberin und Mutter nicht ausgeformt; um von neuen, bisher unbekanntem und doch möglichen Kategorien zu schweigen. Die Nivelierung der Geschlechtsunterschiede, die in der Sowjetunion während des ersten dringend-allgemeinen Aufbaus, erschieben, ging nicht sehr tief. Gerade wo es auf weniger reglementierten Einsatz ankam, haben sich dort spezifisch weibliche Haltungen und Energien gezeigt und bewähren sich immer wieder. Die Mutter, wie sie Gorki in seinem realistischen Roman vorführt, hat ihre revolutionäre Arbeit anders zu tun verstanden als die männlichen Genossen; die Art ihrer Güte, ihres Hasses wie ihres Verstands war durch einen Mann unersetzbar. Insgesamt liegt der Unterschied der Geschlechter auf einem anderen Feld als die künstlichen Unterschiede, welche die Klassengesellschaft produziert hat; so verschwindet er mit dieser nicht. Der Geschlechtsunterschied verschwindet so wenig, daß das Weibhafte erst im Sozialismus offenbar werden kann. Genug davon bleibt auf jeden Fall übrig, um es in seinem Inhalt aufzuarbeiten, um es als Eva zu haben, die ihre Form sucht. Das weithin Vieldeutige bleibt übrig, das gärend halbentschiedene, falschentschiedene, unentschiedene Durcheinander und Ineinander am Weib, wie es die bisherige Gesellschaft in eine kommende einliefert. Es ist Sanftes und Wildes, Zerstörendes und Erbarmendes, ist die Blume, die Hexe, die hochmütige Bronze und die tüchtige Seele des Geschäfts. Ist die Mänade und die waltende Demeter, ist die reife Juno, die kühle Artemis und die musische Minerva und was noch alles, Ist das musikalische Capriccioso (Violin-solo in Straußens „Heldenleben“) und das Urbild des

Lento, der Ruhe. Ist schließlich, mit einem Bogen, den kein Mann kennt, die Spannung Venus und Maria. Das alles ist unvereinbar, aber es läßt sich mit einem Federstrich durchs Inhaltproblem Weib nicht berichtigen, gar abschaffen. Wie wenig erst das am Weib bisher noch nicht Lautgewordene, jenes Utopisch-Unbestimmte, das überhaupt erst die große Verschiedenheit der bisherigen Bestimmungen bewirkt hat. Als wären sie bloße Versuche und Namens-Experimente, in denen die Hauptsache noch keineswegs genannt und herausgebracht ist. Lange nicht so herausgebracht ist wie beim Mann und seinen Prädikaten; obwohl dieser doch ebenfalls, mit geschichtlichen Leittypen wie Krieger, Mönch, Citoyen und so fort, recht Differenzierendes, recht Unabgeschlossenes hinter sich hat. Die Frauenbewegung reicht also immer noch dazu aus, eine partiale Utopie zu bilden, so wie sie in den bisherigen Gesamtutopien eine gebildet hat. Dies spezifisch Angemeldete und Erhoffte wird auch in der klassenlosen Gesellschaft noch zu raten und zu taten aufgeben, als eigenes Problem-Erbe aus Geschichte und Vorzeit. Man beachte die hetärischen Züge in der kynischen, streckenweise auch in der libertinisch-anarchistischen Utopie; sie sind nicht erledigt. Man beachte die matriarchalischen Züge in der stoischen Sozialutopie und ihren Nachwirkungen, bis zum Naturrecht und der gütigen Natur Rousseaus; sie sind nicht zum Ende gebracht. So haben Elemente aus der weiblichen Partialutopie bisherigen Gesamtutopien durchaus schon einen Beitrag gegeben, einen der Unruhe wie der Sammlung, auch des fernhinziehenden Ideals (für Goethe, nach seinem Wort, „immer in weiblicher Form konzipiert“). Und Duft, Fülle, Melodie dieser Gattung wirken, mutatis mutandis, in der Utopie, die zur Wissenschaft fortgeschritten ist, weiter; so bleibt ein eigener Zuschuß des weiblich-utopischen Inhalts zum Reich der Freiheit.

Die Lust, sich aus der Enge zu befreien, ist bürgerlich beendet, kommt nur klassenlos wieder. Erst hier gibt es auch für eine Frauenbewegung neue Flut, offene Fahrt, richtig gestellte Order. Welche utopischen Kräfte und Werte damit beginnen, das kann, wie der klassenlose Mensch insgesamt, nur der Richtung, nicht dem unausgeschöpften Inhalt nach angesagt werden. Es ist eine Richtung, welche aus der bisherigen schlechten Breite, aus dem unvereinbaren Durcheinander der weiblichen Typen herausführt. Auf eine Existenz hinausführt, wo die unergründliche Halbheit, auch unvisierte Experimentierkunst verschwindet, die den falschen Reichtum an weiblichen Prädikaten und Typen eben erst ermöglicht hat.

Einen Reichtum, dessen Falschheit und Unbestimmtheit schon an dem raschen Übergang der einen Type und ihrer Haltung in eine andere, ganz unvereinbare, erkennbar ist. Indem am vorhandenen Weib das Blumenhafte zum „Zünd an, zünd an!“ der Hexe werden kann, indem die tüchtige Seele des Geschäfts fast mühelos zur Mänade, ja selbst Venus zu Maria übergeht, zeigen sich diese einzelnen Bestimmtheiten oft so vorläufig, als wären sie nicht einmal unregelmäßige Experimente des weiblichen Seins, sondern bloße Masken. „Die keusche Luna launet grillenhaft“, dieser Satz, von Mephisto eingeblasen, zeigt, was es mit hysterischem Reichtum, falscher Variationsbreite auf sich hat.

Weibliche Emanzipation konkreter Art visiert statt dessen echte Proben aufs utopisch-wesenhafte Exempel; sie arbeitet aus dem Durcheinander der Typen den wirklichen Reichtum der weiblichen Natur innerhalb der menschlichen heraus. Desto sicherer, als die mannigfachen und entfremdenden Warenkategorien, Herrschaftskategorien, welche die bisher erschienenen Frauentypen, vorab im Kapitalismus, mitmodelliert haben, in einer klassenlos werdenden Gesellschaft wegfallen. Dann geht ein reelles Erbe an den bisherigen, so vielfach verstellten und abgelenkten Prädikaten der Weiblichkeit auf, kann daraus aufgehen. Das real Mögliche ist am Weib ungestalteter als am Mann, doch auch seit alters, in allen Traumbildern weiblicher Vollendung, als verheißungsvoller intendiert; es greift stärker in fundierte Phantasie. So wie das Musikalische verheißungsvoller ist als das Poetische, das durch seine präzise Aussage bereits gemünzt ist. Und wie Musikalisches, wo es bereits gestaltet ist, tiefer gehen kann als selbst viel Poetisches der Worte, so bedeutet Utopisches am Weib, wo es wertvoll vorerscheint, ein Gesicht zentraler menschlicher Tiefe und einer trostreichen. Das Sanfte wie das Erbarmende wirken in der weiblichen Ausgabe des Menschen intensiver; das unter Artemis einmal Gedachte hat an reiner Kühle unter Jünglingsgestalten nicht seinesgleichen; die Heilige zeigt einen christlichen Zustand in vollem Karat. Von solchen Möglichkeiten oder dem, was ihnen unter neuen Zeichen entsprechen mag, machte die bürgerliche Frauenbewegung, als bürgerliche, allerdings wenig oder nichts kenntlich; sie kam über entgegengesetzte Trivialitäten wie freie Liebe und Suffragette kaum hinaus. Beginnt mit der klassenlosen Gesellschaft menschlicher Frühling, so auch Aussicht für die Überschreitung einer nicht ausgemachten Geschlechtsschranke, für die Aufhebung gefrorener Undeutlichkeit. Eine Gesellschaft ohne

zuweisbare Schattenseite des Lebens gibt der Weiblichkeit zweifellos erst Bewährung wie Freibrief. Und die Frau als Genossin wird derjenige Teil der Gesellschaft sein, der sie in jedem Bezug subjektiv und unversachlicht erhält.

Kurzrezensionen

Simone de Beauvoir, *Memoiren einer Tochter aus gutem Hause* (Rowohlt, Ln. DM 18,50) — ist die intime Geschichte von Kindheit und Jugend der Beauvoir bis zur Begegnung mit Sartre, die etwa mit dem Abschlußexamen an der Sorbonne zusammenfällt. Wir wohnen dem langen, oft schmerzhaften Prozeß bei, wie Simone von ihrem Milieu gemacht und mystifiziert wurde, wie ihr Milieu sich in ihr ausdrückte, wie sie sich ihm schließlich in einem langen mühsamen Prozeß der Befreiung entzog. Es ist eindrucksvoll, wie die Geschichte ihrer Irrtümer zur Geschichte der Wahrheit wird.

Simone de Beauvoir, *In den besten Jahren* (Rowohlt, Ln. DM 24,—) — ist zugleich die Geschichte Sartres. Es ist eigentümlich, die Figuren aus Sartres und Beauvoirs Theaterstücken und Romanen¹ im persönlichen Leben der beiden wiederzufinden. Vorbild mit literarischer Gestalt zu vergleichen etc. Als unsere eigene Schule begreifen wir die zeitgeschichtliche Schule, durch die Sartre und sein Kreis gegangen sind. Erregend zu verfolgen, wie der Weg der beiden kleinbürgerlichen, unpolitischen Anarchisten Sartre und Beauvoir in die Politik führt, in die Einsicht, daß auch Untätigkeit eine Weise ist, an der Zeit mitschuldig zu werden, und schließlich vom bedingungslosen Pazifismus zur Akzeptierung der Gewalt in der Widerstandsbewegung gegen die nazistische Okkupation. Das Buch endet mit der Befreiung von Paris im Jahre 1944. Aber es läßt ahnen, wie folgerichtig der Weg zum heutigen Sartre der „Kritik der dialektischen Vernunft“ weiterführte, der

¹ Vgl. besonders damit den faszinierenden ersten Band der „*Chemins de la liberté*“: *Zeit der Reife* (Rowohlt Taschenbuch, Nr. 454/455, 333 S., DM 3,30).

in diesem seinem bisher letzten Buch ausdrücklich den historischen Materialismus als die einzige Philosophie unserer Zeit bezeichnet und dem Existenzialismus darin den Platz einer Enklave, einer Einzeluntersuchung *innerhalb* des Marxismus zuweist.

Ebenso fesselnd wie provozierend für alle lesenden Töchter aus gutem Hause, dieser offene Bericht von der Selbstbefreiung eines Mädchens zu gesellschaftlichem Bewußtsein und freier Sexualmoral. —

Beide Bände: dringend zu empfehlen.

Simone de Beauvoir, *Das andere Geschlecht*² (Knaur, Dünndruck, 1150 S., DM 14.80) — wichtigstes und umfassendstes Werk über „Sitte und Sexus“, Situation und Selbstverständnis der Frau. Über dieses Buch sagte ein Berliner Modechirurg (Praxis am Kurfürstendamm) zum Rezensenten: „Müßte sofort verboten werden! — Ist das gefährlichste Buch, was ich kenne. Hätten die Frauen das gelesen, — das wäre das Ende, das Chaos!“ — Der betreffende Mediziner reagiert so erregt sonst nur, wenn die Rede auf „den Russen“ kommt. —

Geschichtliches, Soziologisches, Psychoanalytisches ausführlich und hochinteressant. Nicht ganz unproblematisch sind Beauvoirs Freud-Rezeption und ihre Vorstellungen über männliche Sexualität. — Mutig ihre entschiedene Polemik gegen den Abtreibungsparagrafen, dessen Klassencharakter sie wie vor ihr Magnus Hirschfeld nachweist.

Hans Svelstrup und Agnes v. Zahn-Harnack, *Die Frauenfrage in Deutschland. Strömungen und Gegenströmungen 1790—1930*. 2. Aufl., Tübingen, Hopfer Verlag 1961. Ganzln., 800 S.

Nützlichstes weil umfangreichstes bibliografisches Nachschlagewerk zur Frauenfrage. Die Neuauflage ist verdienstvoll, wenn es sich auch fragt, ob das Werk unverändert der Erstauflage von 1934 hätte nachgedruckt werden dürfen. So finden sich auf den 75 zweiseitigen Seiten des Namens- und Sachregisters Stichworte wie „Abtreibung“, „Geburtenkontrolle“ u. ä. nicht, da sie offenbar der NS-Zensur zum Opfer gefallen sind. — Grotesk die unfreiwillige Kontrapunktik der beiden Vorworte: im ersten wird der „Herr Reichsminister des Innern Dr. Wilhelm Frick“ lobend erwähnt, im zweiten wird dem

² Die bei Rowohlt als Taschenbuch erschienene „Kurzfassung“ von „*Das Andere Geschlecht*“ (rde, Bd. 99) ist kaum zu empfehlen. Die Auswahl „reingt“ den Text von jener unverblühten Konkretheit, die wir am Original bewundern. Das gereinigte Ergebnis liest sich wie eine Bearbeitung fürs Töchterlyzeum.

„Herrn Bundesminister des Innern in Bonn“ gedankt für die Ermöglichung der Neuauflage. „Dem jungen deutschen Geschlechte, das zu neuem Handeln angetreten ist“, empfiehlt das erste Vorwort deutsche Volksgeschichte, denn „ein Gestaltungswille, der das Wort, es gehe um Sein und Leben des deutschen Volkes, heilig ernst nimmt, hat Raum gegriffen und sucht alte und neue Aufgaben mit Kräften aus der Tiefe des Volkstums zu meistern“. Und das zweite Vorwort bestätigt dann für die Kriegs- und Nachkriegszeit: was „von jeder einzelnen Frau, insbesondere denen, die Haus und Hof verlassen mußten, um auf fremder Erde ihren Herd neu zu gründen, geleistet wurde, ist nicht denkbar ohne die Lebensertüchtigung (sic!) der Frau in Freiheit und Gleichberechtigung“.

Die Frauenfrage in Deutschland 1951—1960. Hergsg. v. Deutschen Akademikerinnenbund. — Köln 1961, 157 S., kart. — Auslieferung: Frankfurt/M., Metzstraße 14.

Als dritte Fortsetzung der großen Bibliographie von 1934. Besser, weil übersichtlicher und kompletter als diese. Besonders verdienstvoll, weil auch die Publikationen und Dissertationen aus der DDR Aufnahme fanden.

Themen der nächsten ARGUMENTE:

Nr. 23: Emanzipation der Frau (II)
(Oktober/November 1962)

Zur Problematik von Sexualität und Herrschaft.

Aus dem Inhalt:

Herbert Marcuse und Peter Furth: Emanzipation in der repressiven Gesellschaft (Gespräch).

Peter Fürstenau: Psychoanalytische Aspekte der Emanzipation.

Uta Gerhardt: Notizen zum Problem des Rollenkonflikts.

Klaus Heinrich: Geschlechterspannung und Emanzipation.

Reinold E. Thiel: Zum Frauenbild des Films.

Sigrid Ständer: Die rechtliche Emanzipation der Frau.

Literaturübersicht zur Frauenfrage.

Nr. 24 (Dezember 1962/Januar 1963): Spanien-Sonderheft.

Nr. 25 (April/Mai 1963): Massenmedien und Manipulation.

Bellagenhinweis: Dieser Ausgabe liegt ein Prospekt des Walter-Verlages, Freiburg/Brg., bei, den wir der besonderen Aufmerksamkeit unserer Leser empfehlen.

Leserbriefe

In Nr. 21 April/Mai 1962 Ihrer Zeitschrift nehmen verschiedene Autoren kritisch zu dem Urteil des Bundesgerichts in der Sache eines Kriegsdienstverweigerers von 1939 Stellung; mit Recht betonen Sie, daß es hierbei offenbar um eine Abwertung der Bedeutung von Widerstandshandlungen geht. Dennoch kann meines Erachtens die *prinzipielle* Unterscheidung von Wehrdienstverweigerung und Widerstand mit dem Ziel der Beseitigung des herrschenden politischen Systems nicht genug betont werden. Gerade in Ihrer Generation finden sich in wachsendem Maß Menschen, die aus Gewissensgründen den Dienst mit der Waffe ablehnen. Diese Menschen muß man vor dem Verdacht schützen, die demokratische Ordnung der Bundesrepublik stürzen zu wollen oder ihr auch nur ablehnend gegenüber zu stehen. Die prinzipielle Trennung der Wehrdienstverweigerung vom „Hoch- und Landesverrat“ gibt ja auch allein dem Verband der Kriegsdienstverweigerer, der kürzlich in Bielefeld tagte, die moralische Grundlage, das Recht der Kriegsdienstverweigerung aus Gewissensgründen auch für die Wehrpflichtigen der DDR zu fordern; denn dort kann sich keine Stimme dafür erheben.

Bedenklicher ist die Logik des Arguments gegen die Unzulänglichkeit der politischen Rechtsprechung in der Bundesrepublik. Herr Prof. Flechtheim schreibt: „Es ist dieselbe Schicht, die trotz aller Veränderungen der Staatsform ... verwaltet und richtet. ... Juden, Sozialisten, Pazifisten, Marxisten usw. waren ihnen zuwider. Die Erklärung für diesen Sachverhalt ist vielfach nicht schwer zu finden ... Ihrem sozialen Herkommen ... nach sind sie naive und emotionale Verteidiger des Privateigentums und der Staatsautorität.“ Zur radikalen Reform des Richterstandes wird die Heranziehung der Söhne und Töchter der Arbeiter und kleinen Angestellten vorgeschlagen.

Es ist nicht ersichtlich, inwiefern die Bejahung des Privateigentums die Fähigkeit zur Rechtsprechung beeinträchtigen kann, zumal ja die Entwicklung des Rechts und die des Privateigentums untrennbar ist. Es ist auch nicht ersichtlich, inwiefern die Zugehörigkeit zu einer gesellschaftlichen Klasse die richterliche Befähigung beeinträchtigen oder fördern kann. Das wäre ja eine seltsame „Gnadenwahl“. Unlogisch ist auch das Argument, daß den naiven Verteidigern des Privateigentums Juden und Pazifisten unsympatisch seien. Die Mehrzahl der Juden

steht wie die Mehrzahl der Christen dem Privateigentum sehr positiv gegenüber, welches ja auch ihre Religionen sanktionieren. Pazifisten hingegen werden nur dann dem Privateigentum ablehnend gegenüber stehen, wenn sie in ihm den Grund des Krieges vermuten. Doch diese extreme Position nehmen nur die Marxisten-Leninisten ein, die den Pazifismus gerade als „kleinbürgerlich“ ablehnen und an die Stelle des „Krieg dem Kriege“ die Losung setzen „Verwandelt den Krieg in den Bürgerkrieg“. Wenn ferner der Krebschaden der naiven und emotionalen Verteidigung des Privateigentums und der Staatsautorität durch Richter aus weniger begüterten Klassen behoben werden soll, so fragt sich noch, ob nicht die kleinen Angestellten und Arbeiter genau so das Privateigentum lieben. Schließlich bilden sie ja einen großen Teil der Wählerschaft der konservativen Parteien. Übrigens würde eine statistische Erhebung vermutlich den Nachweis erbringen, daß heute schon die Mehrzahl der Staatsanwälte und Richter aus ökonomisch nicht-privilegierten Schichten stammt.

Aber das bleibe dahingestellt. Erwähnt sei auch nicht, daß das NS-Regime mit dem Privateigentum genau so rücksichtslos verfuhr wie mit allen anderen Institutionen der bürgerlichen Zivilisation. (Seine Losung „Gemeinnutz geht vor Eigennutz“ findet sich sogar in philosophischen Schriften jener Epoche.) Hingewiesen sei nur auf die politischen Systeme, in denen die „Söhne und Töchter der Arbeiter und kleinen Angestellten“ tatsächlich Recht sprechen. Erst kürzlich fand in Ost-Berlin gegen den Gewerkschaftsredakteur Heinz Brandt und den ehemaligen Funktionär Karl Raddatz, die beide jahrelang wegen ihres Widerstandes gegen das NS-System der Freiheit beraubt waren, ein *Geheimprozeß* statt, der mit hohen Strafen endete.

Ich glaube, die Stellungnahme zu diesem Prozeß ist ein guter Test für die Aufrichtigkeit des Kampfes einer Zeitschrift gegen die Verletzung fundamentaler Menschenrechte.

Dr. phil. A. Schaefer, Berlin-Wilmersdorf

Mit dem allergrößten Interesse habe ich Ihr Heft Nr. 21 gelesen, das ich zufällig in die Hand bekam. Es behandelt nur Themen, über die man in der Tagespresse nicht kontinuierlich informiert wird. Einer der größten Vorzüge des Heftes scheint mir darüber hinaus die übersichtliche und umfassende Darstellung der einzelnen Probleme zu sein, der klare Stil, der Anteilnahme weckt.

Darf ich Sie daher bitten, mir regelmäßig Ihr Heft zuzuschicken?

Manuela du Bois-Reymond, München

Redaktionelle Anmerkungen

Dr. Ursula Adrian bestand vor kurzem ihre Doktorprüfung in Veterinärmedizin cum laude. Verheiratet, Mutter einer fünfjährigen Tochter. Absolventin der Arbeiter- und Bauernfakultät in Ost-Berlin. 1957 aus politischen Gründen von der Humboldt-Universität verwiesen. Fortsetzung des Studiums an der Freien Universität.

Ernst Blochs Aufsatz „Kampf ums neue Weib“ entnehmen wir mit freundlicher Genehmigung des Suhrkamp-Verlags dem vierten Teil von „Das Prinzip Hoffnung“ („Grundrisse einer besseren Welt“).

Renate Dörner studiert Geschichte und Soziologie an der Freien Universität Berlin, ist verheiratet und hat eine Tochter.

Joachim G. Leithäuser: Vgl. Redaktionelle Anmerkungen in Argument Nr. 21.

Urs Müller-Plantenberg studiert Geschichte und Mathematik an der Freien Universität Berlin.

Dr. Helge Pross ist Mitarbeiterin des Instituts für Sozialforschung in Frankfurt a. M. (Vgl. Literaturübersicht in Argument Nr. 23.)

Ursula Schumm-Garling studiert Soziologie, Psychologie und Geschichte an der Freien Universität und gehört dem Konvent der FU an.

Ursula Strassenburg studierte Anglistik, Germanistik und Kunstgeschichte. Heute im Buchhandel tätig; nebenher Journalistische Arbeiten.

Wendula Weiss studiert Germanistik, Politische Wissenschaften und Leibeseziehung an der Freien Universität Berlin. Doktorandin bei Prof. Gruenter; Thema: Zum Sprachstil germanistischer Fachzeitschriften 1930—45.

Herta Zerna wurde vom Parteivorstand der SPD 1928 als Redakteurin ausgebildet, weil man auch einmal eine Frau haben wollte. Als Kopfblatredakteurin in Erfurt vor 1933 (unter der Nazi-Regierung in Thüringen) mehrfach verurteilt, zum Schluß zu vier Wochen Gefängnis. — 1947—1951 stellvertretende Chefredakteurin der Zeitung „Sozialdemokrat“. Seither als Schriftstellerin tätig. U. a. „Rieke Jury“ 1960 bei Sigbert Monn, ein „Roman um das Brandenburger Tor“.